

22

5. Oktober 2004

medien heft

Von den Artes liberales bis Google

Editorial

Informationen werden in einer Gesellschaft des Informationsüberflusses als gegeben hingenommen. Man sucht sie nicht, man meidet sie. Informationsbeschaffung ist die Kunst der sinnvollen Auswahl. Was aber sinnstiftend ist, kann nur individuell beantwortet werden, denn erst der Mensch transformiert Information zu Wissen. Und Wissen liegt bei jedem Einzelnen bereits vor als Ergebnis vorangegangener Erfahrungen. Viele Erfahrungen werden kollektiv geteilt und organisiert als kollektives Wissen die Gesellschaft. Massenmedien filtern aus der Flut verfügbarer Informationen jene heraus, die als berichtenswerte Nachrichten gelten. Diese dienen der gesellschaftlichen Orientierung – und wirken gleichzeitig auf die Gesellschaft zurück. Denn Auswahlkriterien sind kaum je neutral. Selbst Suchmaschinen, von welchen wir eine automatisierte Recherche erwarten, funktionieren nach technischen Prozeduren und bezahlten Interessen, die der viel gepriesenen Informationsfreiheit im Internet spotten. Wissen liegt immer schon in Wertungen vor und ist ohne erneute Bewertung nicht zu haben. Umso lohnender ist die Frage, welcher Ordnung das Wissen jeweils unterliegt. Denn die Weltsicht ist keine Konstante und die Vorherrschaft um die Deutung stets Interessen unterworfen. Und diese zeigen sich häufig erst in der Distanz von Zeit und Ort. Das Medienheft wagt eine Zeitreise und führt von der symbolischen Ordnung des Mittelalters über die Pluralisierung der Wissensbezüge in der Frühen Neuzeit bis hin zum Informations-Eldorado der Gegenwart.

Impressum

Medienheft (vormals ZOOM K&M), ISSN 1424-4594

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Charles Martig; Reformierte Medien, Urs Meier

Redaktion: Judith Arnold, Adresse: Medienheft, Badenerstrasse 69, Postfach, CH-8026 Zürich

Telefon: ++41 (0)1 299 33 11, Fax: ++41 (0)1 299 33 91, E-Mail: redaktion@medienheft.ch, Internet: www.medienheft.ch

kostenloser Bezug via Internet oder Mailingliste; Bezug der Medienheft Dossiers (zwei Ausgaben pro Jahr) im Abonnement inkl. Versand und exkl. MwSt. SFr. 30.-- (Ausland SFr. 35.--)

Inhalt:**Von der rhetorischen zur topologischen Ordnung**

Der Wandel der Wissensordnungen im Übergang zur Frühen Neuzeit

Udo Friedrich

Seite 9

Der Mönch, das Buch, die Bildung

Über das Wesen der Klosterbibliothek

Odo Lang

Seite 15

Systematik der Filmlandschaft

Zur Entstehung der Filmlexika im deutschen Sprachraum

Charles Martig

Seite 22

Nachhaltige Nachrichtenfaktoren

Politische Informationsauswahl unter Bedingungen von Netzkommunikation

Christiane Eilders

Seite 31

Was haben Suchmaschinen mit Massenmedien zu tun?

Medienstrukturen, Publikumsverhalten und Informationsfreiheit

Wolfgang Schweiger

Seite 37

Information wird zu Wissen

Wissensmanagement und die "human factors"

Sibylle Schneider

Seite 44

Ein Geheimdienst im Museum

Die Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke"

Yvonne Fiedler

Seite 53

Von der rhetorischen zur topologischen Ordnung Der Wandel der Wissensordnungen im Übergang zur Frühen Neuzeit

Unsere Vorstellungen von der Welt und das, was wir zu wissen glauben, waren im Laufe der Geschichte immer wieder Veränderungen unterworfen. Wissensordnungen haben jeweils das in einer Epoche zugängliche Wissen nicht nur strukturiert, sondern auch die Lesart geprägt. Eine markante Epochenschwelle bezeichnet in Europa der Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit: Die klösterlichen Skriptorien, die bis anhin ein Monopol besaßen auf der Herstellung und Vervielfältigung des vornehmlich geistlichen Schrifttums, verloren mit den gesellschaftlichen Umwälzungen im Ausgang des Mittelalters und mit dem Aufkommen neuer Drucktechniken an Einfluss. Die bis anhin gültige symbolische Ordnung des Christentums wurde aufgebrochen zugunsten einer Säkularisierung und Pluralisierung der Wissensbezüge. Scholastische Tradition, Humanismus und Reformation rivalisierten um die Geltung der Relevanzkriterien. Die Empirie gewann gegenüber der Theorie an Einfluss und die Schule der klassischen Freien Künste – der *Artes liberales* – verlor ihre strukturierende Macht. Udo Friedrich, Professor für Ältere Deutsche Literatur, beschreibt, wie in der Neuzeit aufgrund gesellschaftlicher, handwerklicher und wissenschaftlicher Entwicklungen neue Wissensbereiche entstanden und nach ihren je eigenen Strukturierungen verlangten.

Der Mönch, das Buch, die Bildung Über das Wesen der Klosterbibliothek

Klosterbibliotheken waren im Mittelalter bedeutende Wissensspeicher, die das bis anhin überlieferte Wissen während einer jahrhundertelangen, bewegten Zeit kriegerischer Unruhen, Epidemien und Völkerwanderungen vor dem Vergessen bewahrten. In den Skriptorien wurden die Schriften zum Zweck der Schulung, der heiligen Lesung, der Messfeier, der Stundengebete und des meditativen Studiums immer wieder kopiert und zuweilen kostbar mit Initialen und Miniaturen geschmückt. Grundlage dieser Schriftkultur bildete die Ordensregel des hl. Benedikts, der den Mönchen die Weisung gab, während der Fastenzeit ein Buch aus der *bibliotheca* zu lesen. Der Begriff Bibliothek war damals gleichbedeutend mit der in mehrere Bücher aufgeteilten Bibel. Nach der benediktinischen Lebensform ist das Studium der Mönche traditionell nicht nur mit Lesen, sondern auch mit Meditation verbunden, denn die geistlichen Worte sollen umfassend auf die Persönlichkeit übergehen. Diesem Verständnis von Studium im Sinne einer geistlichen Aneignung entspricht auch die Hierarchie der klerikalen Wissensordnung. P. Odo Lang, Ordensmann und Stiftsbibliothekar des Klosters Einsiedeln, stellt die Bibliothek vor als Struktur konzentrischer Kreise: Um den Kern der Bibel legt sich ein innerer Kreis mit geistlichen und exegetischen Texten sowie ein äußerer Kreis mit den profanen Wissenschaften.

Systematik der Filmlandschaft

Zur Entstehung der Filmlexika im deutschen Sprachraum

Wenn Schriften des Altertums und des Mittelalters überdauert haben, so ist dies ganz überwiegend auf Klosterbibliotheken zurückzuführen. Der Einfluss des Christentums auf die Kultivierung der Schriftkultur ist daher bekannt. Weniger geläufig ist hingegen, dass ein relativ junges Medium zuerst von katholischer, später auch von evangelisch-reformierter Seite eine systematische Erfassung und Beschreibung erfuhr: der Film. Zuerst mit "wachsamer Sorge", dann mit zunehmender Begeisterung unternahmen Jesuiten Mitte des 20. Jahrhunderts auf päpstliche Weisung hin die Klassifizierung der Filme. Entstanden sind zuerst persönliche Notizen, dann regelmässige Filmberichte in katholischen Zeitschriften, schliesslich Filmpublikationen, die den Grundstein legen sollten für die ersten Filmlexika im deutschen Sprachraum. Charles Martig, Filmpublizist und Geschäftsführer Katholischer Mediendienst, legt in seiner Synopsis dar, welcher Anteil den Kirchen an der Lexikographie des Films zukommt, angefangen beim "Kleinen Filmlexikon" des Jesuiten Charles Reinert (1946) über die "Filmberichte" des katholischen Filmbüros und Zeitschriften wie "Der Filmberater" und ZOOM bis hin zur ZOOM Filmdokumentation, die in das Schweizerische Filmarchiv und die Zürcher Dokumentationsstelle "Cinémathèque suisse" Eingang gefunden hat. Parallel dazu wird die Entwicklung in Deutschland nachgezeichnet vom katholischen Pionier "film-dienst" bis zum "Lexikon des Internationalen Films", das mittlerweile digitalisiert wurde und heute online zugänglich ist.

Nachhaltige Nachrichtenfaktoren

Politische Informationsauswahl unter Bedingungen von Netzkommunikation

Wenn wir heute fragen, was für unser Wissen strukturierend wirkt, müssen wir die Antwort in der Empirie suchen. Studien haben gezeigt, dass Nachrichten eher Verbreitung finden, je mehr sie gewisse Faktoren aufweisen wie "Personalisierung", "geographische und kulturelle Nähe" oder "Negativität". Fortlaufend wählen Massenmedien in der Informationsflut jene Nachrichten zur Weiterverbreitung aus, die diese Nachrichtenfaktoren aufweisen. Trotz dieser Selektionsleistung ist das täglich neu publizierte Informationsangebot beträchtlich und erfordert eine weitere Auswahl durch die Rezipienten. Welches sind aber die Auswahlkriterien des Publikums? Dr. Christiane Eilders, Referentin für Medienforschung, legt dar, dass die Nachrichtenfaktoren der Medien weitgehend den evolutionsgeschichtlich und wahrnehmungspsychologisch begründbaren Auswahlkriterien der Rezipienten entsprechen. Es kann zudem angenommen werden, dass Menschen die Nachrichtenfaktoren über ihre Mediensozialisation erlernen und ihrerseits zur Anwendung bringen: Auch wenn im vielfach erweiterten Informationsangebot des Internets kaum mehr journalistische Selektionsprozesse wirksam sind, wählen Rezipienten ihre Informationen gemäss den Nachrichtenfaktoren aus oder orientieren sich an den Online-Angeboten der vertrauten Massenmedien, die eine Vorselektion gewährleisten. Wie für die Nachrichtenfaktoren ist auch für die politische Kommunikation im Internet keine Einbusse an Relevanz zu erwarten. Ob aber die individualisierte Auswahl von Informationen unter Bedingungen von Netzkommunikation zu einer Fragmentierung der politischen Öffentlichkeit führen könnte, lässt Eilders offen.

Was haben Suchmaschinen mit Massenmedien zu tun? Medienstrukturen, Publikumsverhalten und Informationsfreiheit

Während Journalisten die Nachrichten für die massenmediale Verbreitung vorselektieren, liegen Informationen im Internet zahllos und relativ unstrukturiert vor. Zwar kann nun jeder im Internet ohne Einschränkung publizieren, doch die Vielzahl der Angebote lassen sich kaum mehr überblicken. Als Rettung vor der Informationsüberlastung wurden Suchmaschinen entwickelt, die nach Suchbegriffen schnell eine automatisierte Recherche zulassen. Doch die vermeintlich neutralen Selektionsmechanismen gehen nach Kriterien vor, die nicht alle Internetangebote gleichermaßen erfüllen können. zunehmend steuern auch wirtschaftliche Interessen, welche Treffer der zuweilen endlosen Ergebnislisten unter den ersten Zehn rangieren. Denn die übrigen Treffer interessieren die Nutzer meistens nicht. Medienforscher Dr. Wolfgang Schweiger zeigt die spezifischen Stärken und Schwächen von Suchmaschinen auf und fragt nach den Folgen, welche die neuen Gatekeeper für die Informationsfreiheit haben können.

Information wird zu Wissen Wissensmanagement und die "human factors"

Mit dem Aufkommen der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT) und dem sprunghaft angestiegenen Informationsangebot ist wechselhaft von Informations- oder Wissensgesellschaft die Rede. Tatsächlich können die neuen Technologien dazu verführen, Information bereits für Wissen zu halten. Dieses entsteht jedoch erst beim Menschen über seine Wahrnehmungen, Erfahrungen und kognitiven Prozesse. Damit besteht zwischen Wissen und Wissensträger ein untrennbarer Zusammenhang. Die meisten Unternehmen, Institutionen und Organisationen wissen in der Regel nicht, über welches Potenzial sie eigentlich verfügen. Wer aber unter den Bedingungen der Informationsgesellschaft Bestand haben will, wird nicht umhin kommen, den Faktor "Mensch" im Wissensmanagement zu berücksichtigen. Sibylle Schneider, dipl. Interaktionsleiterin FH, beschreibt die Wissensprozesse unter konstruktivistischer Perspektive und stellt vor, wie die Leitprinzipien eines nachhaltigen Wissensmanagements für die Entwicklung von Internetplattformen modellbildend eingesetzt werden können.

Ein Geheimdienst im Museum Die Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke"

Mit Wanzen, versteckten Kameras und anderen Überwachungsgeräten hatte das Ministerium für Staatssicherheit versucht, anders Denkende als Staatsfeinde der DDR auffindig zu machen. Nach Jahrzehnten der Repression kam 1989 die Wende. Während der Friedlichen Revolution besetzten Bürger die Zentren des Geheimdienstes in Leipzig und bewahrten die Akten vor der Vernichtung. Bald darauf gründete sich ein Bürgerkomitee, das die Büros und Bunker dauerhaft als Museum einrichtete. Dieser Initiative ist es zu verdanken, dass die Hinterlassenschaften der Stasi noch heute von den Lebensumständen in der einstigen DDR zeugen. Yvonne Fiedler, Historikerin und Mitarbeiterin der Gedenkstätte, führt durch die authentischen Räume und gibt Einblick in die Sammlungen.

Judith Arnold

Von der rhetorischen zur topologischen Ordnung

Der Wandel der Wissensordnungen im Übergang zur Frühen Neuzeit

Udo Friedrich

Der Übergang von der Handschrift zum Druck bezeichnet eine mediengeschichtliche Epochenschwelle, die mit der Veränderung von Wissensordnungen verbunden war. Im Verbund mit sozialen, politischen und geistesgeschichtlichen Umwälzungen bringt der Buchdruck neue Formen der Wissensorganisation hervor: die Ablösung von naturalen und symbolischen Ordnungen durch technisch-funktionale, die Aufwertung der Empirie gegenüber der Theorie und die Entwicklung topischer Wissenschaftsmodelle.

Es gehört offenbar zu den Kennzeichen symbolischer Ordnungen, dass ihre jeweilige Neubildung den Blick auf die Geschichte verändert. Wie autobiographische Entwürfe mit fortlaufender Lebenserfahrung die Vergangenheit umschreiben, wie Historiographie und Wissenschaftsgeschichte die vergangenen Ereignisse und Revolutionen mit zunehmendem Abstand neu bewerten, so perspektiviert auch die Mediengeschichte ihre Vergangenheit nach tief greifenden Erfindungen neu.

Der restrukturierende Blick

Die Erfahrung der aktuellen Medienentwicklung und die ungeahnte Multiplizierung der Informationsbestände durch die elektronische Datenverarbeitung haben den Blick auf die Geschichte des Wissens und der Wissensverwaltung verändert (vgl. Burke 1997; Fried/Süssmann 2001). So hat die Option des synchronen Zugriffs auf endlose Datenmengen, ihrer sekundenschnellen Rasterung mittels Suchmaschinen, den Begriff des Archivs dynamisiert und dezentralisiert. Der Übergang in eine elektronische Kultur geht wohl mit ebenso grundlegenden Veränderungen einher wie jener von einer Oralitäts- in eine Schriftkultur oder von einer Handschriften- in eine Druckkultur. Welche Auswirkungen hat nun der quantitative Zuwachs der Bücher durch den Druck auf die Qualität der Wissensordnungen in der Frühen Neuzeit?

Mittelalter: Symbolisches Wissen und rhetorische Ordnung

Wissenskulturen besitzen ihre sozialen Implikationen: Eine Klerikerkultur baut andere Ordnungen des Wissens auf als eine Feudalkultur, diese wiederum andere als eine Kultur der Handwerker, Kaufleute und Bauern. Wissensordnungen sind immer schon sozial differenziert, sie steuern Wahrnehmung und Verhalten von Gruppen und manifestieren sich gleichermaßen in Sprache, Verhaltenscodes und disziplinären Systemen, selbst in Erzählformen schlagen sie sich nieder. Ordnungen des Wissens existieren mithin immer nur im Plural. Sie unterliegen überdies im historischen Prozess einem qualitativen Wandel. Die mittelalterliche Klerikerkultur etwa formuliert ihre Vorstellungen von Gesellschaft, Natur, Geschichte und Sprache noch in integralen Einheiten, d.h. in naturalen, kulturellen oder symbolischen Formen: im Organismusmodell für den Staat oder in Baumstrukturen für die Verzweigung der Wissenschaften, im Modell des Buchs der Natur und der Geschichte oder in der Vorstellung von der Sprache als etymologischem Schlüssel zur Welt, schliesslich in bedeutungsgeladener Zahlensymbolik für alle Bereiche des Lebens. Die Darstellung von Natur und Geschichte folgt der

Schöpfungsordnung und die der Geschichte überdies der Abfolge der Weltreiche (*translatio imperii*), die final auf die Endzeit hin ausgerichtet ist. Die Wissenschaftskultur der Neuzeit wird solche hermeneutisch geladenen Muster durch abstrakte und funktionale Modelle ersetzen wie Staatsmaschine, Natursystem, Geschichte als Aggregat komplexer Verzeitlichungsformen, schliesslich Sprache als arbiträres Zeichensystem.

Als semiorale Kultur zeichnet sich das Mittelalter durch eine hohe Konstanz an Wissensformen aus, auch wenn dem Fachmann schon hier vielfältige Differenzierungen sichtbar werden. Wissen wurde im Kontext der Universität durch die Ordnungen der vier Fakultäten (Artisten, Recht, Medizin, Theologie), im schulischen und akademischen Unterricht durch die Regeln der *Artes liberales* organisiert, d.h. durch die Wortkünste des Triviums und die Zahlenkünste des Quadriviums. Die handwerkliche Praxis dagegen war weitgehend durch bewährte Formen mündlicher Tradierung geprägt. Ob aber lebensweltliche oder gelehrte Wissensspeicher, beide wurden durch die mehr oder minder elaborierten Register der Rhetorik strukturiert: durch Topiken mit ihren Orten (*loci communes*) und durch Memorialtechniken mit ihren Erinnerungsräumen (vgl. Carruthers 1990). Wissen zu verwalten hiess im Mittelalter in erster Linie Wissenstradierung und Kommentierung, weniger Neuentdeckung (vgl. Burke 2001: 46f.). In mühseliger Arbeit kopierten Mönche über Jahrhunderte handschriftlich die überlieferten Texte und vervielfältigten das Traditionswissen. So wurden die christlichen und antiken Autoritäten in ihrem Bestand gesichert, verzettelt und in Exzerptsammlungen nach traditionellen Topoi zusammengestellt. Spezielle Textsorten beförderten die Erschliessung des kompilierten Materials für den Unterricht. Im mittelalterlichen Universitätsbetrieb dienten die so genannten *libri pauperum* als Kurzformen kanonischer Werke (Bibel, Codex Iustinian, Decretum Gratians u.a.) der leichteren Materialerschliessung und Memorierbarkeit des Stoffs (vgl. Worstbrock 1996). Eine weiterführende Form der Texterschliessung war der Kommentar, wobei der zu kommentierende Text mit Hilfe von Zitaten aus den Autoritäten erklärt wurde. Der Sentenzenkommentar (Petrus Lombardus) oder die Summe (Thomas von Aquin) dagegen bildeten neue systematische Textformen, die durch Fragen-Antwortverfahren (*quaestio*) und Problematisierungen (*disputatio*) gekennzeichnet waren. Dass selbst rhetorisch-topische Register sich nicht nur auf die Ordnung von Traditionswissen bezogen, sondern auch der operativen Erschliessung neuer Erfahrungsbereiche dienen konnten, davon zeugen schon Mitte des 13. Jahrhunderts die im päpstlichen Auftrag durchgeführten Beschreibungen der Mongolen durch Johannes de Plano Carpini und Wilhelm von Rubruck. Die Dominikaner bedienten sich rhetorischer Techniken – Name, Gestalt, Ort, Eigenschaften, etc. –, um ein geordnetes Bild vom unbekanntem Volk aus dem Osten zu erlangen (vgl. Fried 1986; Münkler 2000).

Frühneuzeitliche Ausdifferenzierung

Vom Spätmittelalter und Beginn der Frühen Neuzeit an unterliegen die Ordnungen des Wissens zunächst einem allmählichen, später einem immer tiefer greifenden Wandel. Die tradierten Klassifikationen der *Artes liberales* wurden durch neue, vor allem praktische Inhalte und Formen herausgefordert. Schon vor dem Buchdruck (ca. 1450) zeichnet sich die Handschriftenkultur durch eine Phase der professionellen Textproduktion in Schreibstuben aus, um den vermehrten Informationsbedarf der Zeit zu befriedigen. Ein kostengünstiger Beschreibstoff wie Papier anstelle des Pergaments und die Professionalisierung von Technik und Schreibpraxis beförderte schon serielle Produktionsverfahren. Schriftproduktion war bis dahin auf die grossen Zentren konzentriert, auf die Skriptorien der Klöster oder auf die Kanzleien der Höfe, deren Schriftbedarf gleichfalls

zunehmend stieg und sich qualitativ veränderte. Ein illustratives Beispiel ist der frühneuzeitliche Fürstenhof. Hier entstand schon vor dem Druckzeitalter mit Akten, Urkunden und Briefen ein komplexes Verwaltungsschrifttum. Die Form der politischen Führung wandelte sich, indem traditionelle Herrschaft in die Form des rationalen Regiments überging, ein Prozess, der eine komplexere innere Organisation des Hofes nach sich zog, sichtbar auch an einem neu aufkommenden Ordnungsschrifttum in der Volkssprache: Hofordnungen, Hochzeitsordnungen, Kriegsordnungen, Turnierordnungen, selbst Küchenordnungen befriedigen seit dem 15. Jahrhundert offenbar ein zunehmendes Bedürfnis nach Reglement und Zeremoniell und bilden die Vorstufen zum Verwaltungs- und Disziplinarschrifttum des 16. und 17. Jahrhunderts (vgl. Bröckling 1997). Hinzu treten humanistische Gelehrte, die nicht nur über entsprechende Schriftkompetenz verfügen, sondern in Chroniken, Epen, Reden und Lobgedichten "literarische" Textsorten zum Lob des Fürsten hervorbringen.

Auch im praktischen Schrifttum kommt es seit Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer Explosion der Wissensliteratur, zum verbreiteten Auftreten der so genannten Fachprosa, die mit der zunehmenden Ausdifferenzierung von Gesellschaft und Kommunikation vor allem mit der Entwicklung städtischer Kultur zusammenhängt. Es sind hier vermehrt die handwerklichen Künste der *Artes mechanicae*, die im 15. und 16. Jahrhundert ihre Wissensbestände in die Schrift überführen und neue praktische Disziplinen und ihre Ordnungen in das Wissenssystem einführen, z.B. Architektur (Vitruv), Malerei (Dürer 1528), Chirurgie (Hieronymus Brunschwyg 1497), Alchemie (Hieronymus Brunschwyg 1500), Bergbau (Georg Agricola 1530), Magie u.a.m. Ein solches Schrifttum etablierte sich an der Grenze zwischen traditioneller Gelehrsamkeit (Latein) und einer wachsenden volkssprachlichen Kultur von Fachleuten. Der Druck multipliziert hier nicht nur die Textmasse, sondern bringt auch neue Formen der Wissensorganisation hervor, z.B. die auf einen anonymen Rezipienten ausgerichtete Anleitung, die sprachlich geordnet und unterstützt durch optische Hilfsmittel wie Holzschnittsequenzen einen Herstellungsprozess veranschaulicht: die Gebrauchsanleitung (vgl. Gieseke 1991).

Empirie und Wissenschaft

Der um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufkommende Buchdruck hat weniger in seinen ersten 50 Jahren, dafür aber umso nachhaltiger im Verlauf des 16. Jahrhunderts die Wissenskultur der Frühen Neuzeit umgestaltet. Die neue Möglichkeit der technischen Reproduktion von Büchern hat einerseits quantitativ die Büchermenge exorbitant gesteigert, andererseits zum Durchbruch zahlreicher praktischer Berufsfelder geführt. Kloster, Hof und Universität verloren ihr Monopol auf Schriftproduktion. Der Buchdruck hat darüber hinaus im gelehrten, akademischen Feld neue Ordnungs- und Erschließungsmittel befördert, die zwar an die alten rhetorischen Formen anknüpfen, diese aber systematisch weiterentwickeln. Der Pluralisierung der Weltbilder korrespondiert eine Pluralisierung der Wissensordnungen. Verschiedene Strömungen sind daran beteiligt. Scholastische Tradition, Humanismus und Reformation rivalisieren auch um die Geltung unterschiedlicher Relevanzkriterien in Bezug auf die Ordnung des Wissens. Die Wiederentdeckung und Edition antiker Textbestände durch den Humanismus forderte das scholastische Wissenschaftssystem heraus und führte zur Erweiterung des akademischen Kanons der *Artes liberales* um Geschichte, Poetik und bisweilen Politik:

Gegen den harten Rationalismus scholastischer Wissenschaft wurden die Fakten der Geschichte systematisch ins Spiel gebracht. In diesem Zusammenhang wird *Historia* zu

medien heft

einem neuen Ordnungsbegriff, der die empirische Dimension der Wirklichkeit erfasst: Faktizität und Singularität der Daten. *Historia* wird geradezu zum Signum frühneuzeitlicher Empirie (vgl. Seifert 1976). Verzettelt werden nun die überlieferten Geschichtswerke aus Antike und Mittelalter und unter topischen Ordnungskriterien neu zusammengestellt. Kompilationen von Geschichten und Informationen, die nach moralisch-exemplarischen Kriterien (Tugenden / Laster) geordnet waren, kannte schon das Mittelalter, sie nehmen nun aber geradezu enzyklopädischen Charakter an, etwa in Johannes Herolds Sammlung *Exempla virtutum et vitiorum* (1555). Hinzu treten mit den Reisebeschreibungen der Frühen Neuzeit synchrone Wissensbestände, die im Gefolge der Entdeckungsfahrten zunehmend den Buchmarkt füllen und in Sammlungen wie des Simon Grynaeus *Novus orbis* (Basel 1532) zusammengestellt werden (dt. v. Michael Herr, Strassburg 1534). Schliesslich der klassische Bereich der *Historia naturalis*, der von der Rezeption der antiken Enzyklopädie des Plinius über die mittelalterlichen Naturbücher bis hin zu den grossen Fachencyklopädiën des 16. Jahrhunderts reicht. Die durch den Buchdruck hervorgebrachte Masse an Informationen führte die mittelalterliche Naturencyklopädie schon quantitativ an ihre Grenzen: Aus dem einen Buch der Natur gliederten sich die einzelnen Fachdisziplinen aus: z.B. die Geschichte der Pflanzen und der Tiere. Mitte des 16. Jahrhunderts stellt der Züricher Humanist Konrad Gessner alle ihm verfügbaren Informationen zur Zoologie in vier voluminösen Bänden zu einer *Historia animalium* (1551-) zusammen: Das gesamte Überlieferungswissen über Tiere, aber auch eigene Beobachtungen, werden unter rhetorisch-topische Kategorien (loci) subsumiert, die sich am Muster der rhetorischen Personenbeschreibung orientieren: Name, Gestalt, Lebensraum, Tugenden, Wirkungen, etc. *Historia* konzentriert sich auf das Faktische, wobei das alle Arten von schriftlicher Überlieferung miteinbezieht. Dass sich hier bei aller literarischen Fixierung ein Wandel des Wissenschaftsverständnisses hin zur Empirie anzeigt, wird an den wissenschaftstheoretischen Reflexionen der Einleitungen sichtbar. Zwar dominiert noch in der Frühen Neuzeit ein aristotelischer Wissenschaftsbegriff, der Wahrheit an das Kriterium der Abstraktion, der Theorie (Mathematik, Metaphysik) bindet, doch reklamiert die Naturhistorie, d.h. die Empirie, bereits ihren Ort im Wissenschaftssystem. *Historia humana* und *Historia naturalis* lieferten nunmehr das Datenmaterial für sich induktiv orientierende Wissenschaften.

Der Buchdruck sichert zum einen die klassischen Autoren durch pure technische Reproduktion. Zum andern bringt er neue Möglichkeiten hervor, die überlieferten Wissensbestände zusammenzustellen und zu sortieren. Die traditionellen Zentren der Schriftkultur erfahren durch den Buchdruck eine Relativierung, da nun neue Bildungs- und Wissensebenen unabhängig von institutionellen Zwängen Bücher produzieren und der entstehende Buchmarkt Distribution und Rezeption regelt. Das hat Auswirkungen auch auf die Darstellungsform der Texte und damit auf die Ordnungen des Wissens. Die ungeheueren synchrone und diachrone Datenfülle, die der Buchdruck hervorbringt, kann je nach Relevanzkriterium zu neuen Textsorten zusammengestellt werden: Konrad Gessner durchsucht die schriftliche Überlieferungen nicht nur nach Material für seine Tiergeschichte. In seiner *Bibliotheca universalis* (1545) erfasst er alle ihm verfügbaren Autoren aus Vergangenheit und Gegenwart und stellt sie zur ersten systematischen Bibliographie der frühen Neuzeit zusammen, und sein *Mithridates* vereinigt alle historischen Informationen über den Ursprung der Sprachen, so dass eine Sprachgeschichte das Ergebnis ist. Zahlreiche Lexika, Sprichwörter- und Exempelsammlungen entstehen im 16. Jahrhundert, Polydorus Vergilius sortiert aus der Schrifttradition Geschichten über den Ursprung der Wissenschaften: *De inventoribus rerum*, Venedig 1499. Im theologischen Feld vervielfältigen sich mit der Reformation und ihren Verzweigungen die Möglichkeiten, das theologische Wissen in alternative Ordnungen zu überführen, wie

etwa Sebastian Franck es in zahlreichen Werken tut. Mit der Entstehung von Privatbibliotheken und der privaten Zirkulation von Büchern öffnet sich der Thesaurus des zeitgenössischen Wissens auf vorher nicht gekannte Weise unterschiedlichsten Möglichkeiten der Nutzung. Was heute mit dem Internet in bisher ungeahnte Dimensionen zielt, hat in der Vervielfältigung und Privatisierung des Wissens durch den Buchdruck seinen historischen Ursprung.

Enzyklopädie und Universalgelehrsamkeit

Die quantitativ ausufernden Wissensbestände bedurften systematischer Erschliessungsmittel: Eine alphabetische Ordnung des Materials oder eine topisch differenzierte Gliederung, Inhaltsverzeichnis, nicht zuletzt genaue Wort- und Sachregister wurden zu unerlässlichen Instrumenten für den praktischen Zugriff auf diese als Nachschlagewerke angelegten Historien. Das Induktionsmaterial der Historien forderte überdies den theoretischen Wissenschaftsbegriff und das Wissenschaftssystem der Scholastik gleichermaßen heraus. Im Zuge der Empirisierung der Wissenschaften veränderte sich der Status der loci von reinen Klassifikations- hin zu systematischen Ordnungsbegriffen (vgl. Kallweit 1988). Melanchthons *Loci communes theologici* (1521/44) systematisierten die protestantische Lehre nach Zentralbegriffen des Glaubens, andere Wissenschaften lehnten sich an. Theodor Zwinger differenzierte in seinem *Theatrum vitae humanae* (1565) den Bereich der Moralphilosophie – Ethik, Ökonomik, Politik – auf alle Bezüge des menschlichen Lebens hin: Seine theoretische Systematik entlehnt er der topischen Methode des Petrus Ramus, eines zeitgenössischen französischen Logikers, der in Absetzung von der aristotelischen Topik ein binäres Verzweigungssystem erfunden hatte (Klammerbifurkationen). Jedes Stoffgebiet liess sich so thematisch nach *loci communes* aufbauen und systematisch gliedern. Wenn Zwinger aber seinen theoretischen Grundriss einer Ethik mit Exempeln aus der Geschichte illustriert, wird auch hier der zunehmende Status der Anschauung, der Empirie, im Wissenschaftssystem der Frühen Neuzeit sichtbar. Überdies fügte Zwinger seinem mit jeder Auflage weiter ausufernden Werk verschiedene Typen von Registern bei, die ihrerseits mehrere hundert Seiten umfassen und einen Zugriff jenseits philosophischer Systematik erlaubten. Der Buchdruck erfindet weniger die verschiedenen Erschliessungsmittel – Alphabet, Topik, System, Register, Illustrationen –, als dass diese durch die Explosion der Einzelinformationen erst eigentlich zu ihrer Wirkung gelangen. Stoffinventarisierung und systematische Ordnung aber bilden dann die Vorstufe zu den grossen Universalenzyklopädiën des 16. und 17. Jahrhunderts (vgl. Schmidt-Biggemann 1983).

Udo Friedrich ist Professor für Ältere Deutsche Literatur an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald.

Der Text befindet sich im Internet unter:
http://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d22_FriedrichUdo.html

Literatur:

Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München.

Burke, Peter (2001): Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft. Berlin. (Zuerst 1997: Burke, Peter: A Social History of Knowledge. Cambridge).

Carruthers, Mary (1990): The Book of Memory. A Study in Medieval Culture. Cambridge.

Fried, Johannes (1986): Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Die Mongolen und die europäische Erfahrungswissenschaft im 13. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift, Bd. 243, S. 287–332.

Fried, Johannes / Süßmann, Johannes (2001): Revolutionen des Wissens. Von der Steinzeit bis zur Moderne. München.

Friedrich, Udo (2002): Ordnungen des Wissens. Ältere deutsche Literatur. In: Benthien, Claudia / Velten, Hans-Rudolf (2002): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Reinbek, S. 83–102.

Giesecke, Michael (1991): Der Buchdruck der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt am Main.

Kallweit, Hilmar (1988): Archäologie des historischen Wissens. Zur Geschichtsschreibung Michel Foucaults. In: Meier, Christian / Rüsen, Jörn (1988): Historische Methode (= Beiträge zur Historik, Bd. 5). München, S. 267–299.

Münkler, Marina (2000): Erfahrung des Fremden. Die Beschreibung Ostasiens in den Augenzeugenberichten des 13. und 14. Jahrhunderts. Berlin.

Schmidt-Biggemann, Wilhelm (1983): Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und frühneuzeitlicher Wissenschaft. Hamburg.

Seifert, Arno (1976): Cognitio historica. Die Geschichte als Namengeberin der frühneuzeitlichen Empirie. Berlin.

Worstbrock, Franz Josef (1996): Libri pauperum. Zu Entstehung, Struktur und Gebrauch einiger mittelalterlicher Buchformen der Wissensliteratur seit dem 12. Jahrhundert. In: Meier, Christel et al. (Hrsg.): Der Codex im Gebrauch. München, S. 41–60.

Zedelmaier, Helmut (1992): Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit. Köln, Weimar.

Der Mönch, das Buch, die Bildung

Über das Wesen der Klosterbibliothek

Odo Lang

Klosterbibliotheken waren während der langen und bewegten Zeit des Mittelalters sowohl Bewahrer antiker Klassiker als auch Entstehungsort grossartiger geistlicher Handschriften. Entstanden sind diese mittelalterlichen Wissensspeicher aufgrund von Klosterregeln, die den Mönchen die geistliche Lesung und das Studium vorschreiben. Die sakrale Umgebung hat aber nicht nur Bücher beherbergt und hervorgebracht, sondern das überlieferte Wissen auch mitgeprägt.

Die Gründung der Stiftsbibliothek Einsiedeln fällt zusammen mit der Gründung des Klosters im Jahr 934. Die Bibliothek bewahrt heute ca. 1'200 Handschriften, ebenso viele Inkunabeln und Frühdrucke (bis 1520) sowie ca. 230'000 gedruckte Bücher. Die knappen Daten und Zahlen verraten jedoch nichts über das innere Wesen der Klosterbibliothek. Dieses könnte man mit den Begriffen Tradition und religiöse Kultur fassen und ist Ausdruck des typisch benediktinischen Mottos *ora et labora*, bete und arbeite, wozu auch die *Lectio*, die geistliche Lesung und das Studium gehört.

Äussere Form und inneres Wesen

Das Benediktinerkloster versteht sich nach der Weisung des Ordensvaters Benedikt als eine *schola dominici servitii* – als eine Schule für den Dienst des Herrn. Das ist auch der Lebenszweck des Klosters Einsiedeln seit seiner Gründung im 10. Jahrhundert bis heute. Dieser Dienst vollzieht sich in Gebet und Arbeit unter Voraussetzung der asketischen Bildung und wird im Kloster umfassend als Gottes-Dienst wie in einer Schule gelehrt und gelernt. Das beweist das Bildungsprogramm unserer Klosterschule seit dem 10. Jahrhundert, wie es uns in der Lebensbeschreibung des Mönchs und Lehrers Wolfgang († 994), des späteren Bischofs von Regensburg, überliefert ist; denn sein Biograph schreibt über seine Tätigkeit in Einsiedeln: "Er unterrichtete mit Erlaubnis des Abtes die jungen Mönche in den Buchkünsten, in den Freien Künsten und, was diese alle übertrifft, in der Theologie." In diesen Worten offenbart sich der typische Charakter einer benediktinischen Klosterschule des Mittelalters. Um aber die Schreibkunst, die Freien Künste und die Theologie zu lehren, braucht das Kloster notwendig auch eine Bücherei, eine Bibliothek. Das Werden und Wachsen einer benediktinischen Klosterbibliothek ist deshalb direkt zu erklären aus der benediktinischen Lebensform.

Kern mit konzentrischen Kreisen

Während der intensiven Beschäftigung mit der Bibliothek Einsiedeln im Hinblick auf ihre dringend notwendige Sanierung, angefangen bei der ersten Planung über die Jahre der Durchführung bis zum Kontakt mit anderen Bibliothekskollegen, drängte sich mir die Frage auf: Was ist eigentlich das Besondere an unserer Klosterbibliothek, das sie von anderen, öffentlichen Bibliotheken, unterscheidet? Überhaupt: Wie entsteht eine benediktinische Klosterbibliothek? Diese Frage bezieht sich auf das innere Werden, auf die Genesis der Klosterbibliothek. Die Antwort darauf ist zugleich ein Gang durch die über tausendjährige Geschichte der Bibliothek, ja des Klosters überhaupt.

Man kann sich – um eine Metapher zu verwenden – das Werden einer Klosterbibliothek so vorstellen, dass sich um einen Kern zwei Kreise ziehen lassen, einen inneren und einen äusseren. Der Kern ist die Heilige Schrift, den inneren Kreis bilden die geistlichen, den äusseren die profanen Wissenschaften. Natürlich stellt dies eine grobe Vereinfachung der in Wirklichkeit sehr komplexen und auch sehr wechselhaften Entwicklung der Klosterbibliothek dar. Das Bild eignet sich jedoch vorzüglich, um die spezifische Eigenart einer benediktinischen Bibliothek aufzuzeigen, wobei ich in erster Linie an unsere eigene Stiftsbibliothek denke und zu den folgenden Erläuterung heranziehe.

Der Kern: *bibliotheca* – die Bibel

Das Wort *bibliotheca* kommt in der Benediktsregel, die bis heute die Grundlage der benediktinischen Lebensform bildet, im Kapitel 48 vor. Unter dem Titel "Von der täglichen Handarbeit" steht die Weisung Benedikts: "In den Tagen der Fastenzeit erhalte jeder ein Buch aus der 'Bibliothek', das er von Anfang bis Ende ganz lesen soll. Diese Bücher werden zu Beginn der Fastenzeit ausgeteilt."

An dieser Stelle ist nach allgemeiner Auffassung (noch) nicht von einer Bücherei des Klosters im heutigen Sinn die Rede. *bibliotheca* meint hier vielmehr die in Bücher aufgeteilte Heilige Schrift, eben: die Bibel. Diese Bedeutung des Begriff ist für die Zeit Benedikts durchaus nicht ungewöhnlich, sondern allgemein vertraut. Sie reicht in die Zeit des heiligen Hieronymus zurück. Eusebius Sophronius Hieronymus, der Schöpfer der lateinischen Vulgata-Übersetzung, schreibt nämlich in einem Brief: "Ich verfüge über viele Bände der heiligen Bibliothek." Dass Hieronymus wegen seiner Kenntnis der Heiligen Schrift schon bei seinen Zeitgenossen grösstes Ansehen genoss, beweist ein Wort des spanischen Dichters Caelius Sedulius, der in einem Brief den grossen christlichen Schriftgelehrten zur Nachahmung empfiehlt: "Wir wollen uns nicht schämen, das Beispiel des Hieronymus, des Übersetzers des göttlichen Gesetzes und Liebhabers der himmlischen Bibliothek, nachzuahmen." Fast gleichzeitig begegnet uns der Begriff *bibliotheca* im genannten Sinn auch in einer zu Beginn des 5. Jahrhunderts in Nordafrika geschriebenen Chronik, dem *Liber genealogus*: "Anfang aller Genealogien der ganzen Bibliothek, gesammelt aus allen Büchern des Alten und Neuen Testaments."

Von da an ist der Begriff *bibliotheca* für die Heilige Schrift, gemeint ist die Vollbibel, durch das ganze Mittelalter hindurch gebräuchlich. Wir begegnen ihm in Chroniken, Handschriftenkatalogen, Lebensbeschreibungen, Nekrologien, Urkunden, usw. – und eben auch in der Benediktsregel. Zeugnisse für diese Verwendung finden sich auch in Einsiedler Handschriften. So kennen beispielsweise die so genannten *Consuetudines Einsidlenses* aus dem 10./11. Jahrhundert in Cod. 235(490) diese Bedeutung, wenn sie für die Schriftlesung beim nächtlichen Chorgebet anordnen: "Die Brüder sollen der Reihe nach drei Lesungen halten aus den Propheten und den übrigen Büchern der Bibliothek, wie es der Brauch ist." Eines der wohl letzten Zeugnisse für diese mittelalterliche Begriffsverwendung finden wir im Kolophon der Bibelhandschrift Cod. 2(58), einer Vollbibel, die im 15. Jahrhundert in Böhmen entstand: "Dieses Buch der Bibliothek war beendet am Tag des heiligen Wenzel. Im Jahr des Herrn Tausend vierhundert zwanzig (28. September 1420).

medien heft

Die Bedeutung der Heiligen Schrift als Kern einer benediktinischen Klosterbibliothek zeigt sich auch am reichen Bestand der Bibelausgaben in unserer Einsiedler Stiftsbibliothek: 30 mittelalterliche Handschriften, 26 Inkunabeln und Frühdrucke sowie weitere 26 Inkunabeln und Frühdrucke des Bibeltextes mit Glossen (des Nikolaus von Lyra und anderer). Dazu kommen vom 16. bis 20. Jahrhundert gegen 700 weitere gedruckte Bibelausgaben in ungefähr 30 Sprachen. Besonders wertvoll sind die drei grossen Polyglotten (mehrsprachige Bibelausgaben): die spanische des Ximenes, die Antwerpener oder Königliche Polyglotte sowie die Londoner Polyglotte, auch Waltonia genannt.

Am Anfang des Einsiedler Skriptoriums im 10. Jahrhundert steht eine Abschrift der Bibel, eine Vollbibel in drei Bänden, datiert auf die Zeit um 940, also ganz kurz nach der Klostergründung 934; die Bände sind wohl von einer Hand geschrieben, aber vermutlich von mehreren Künstlern mit Initialen geschmückt worden. Aus dem 11. Jahrhundert muss in diesem Zusammenhang die Monumentalbibel Cod. 1(8) genannt werden; denn die Herstellung dieser Bibel stellt eine gewaltige Leistung des Einsiedler Skriptoriums dar, umfasst sie doch 484 Pergamentblätter in Grossformat, wofür man 242 einjährige Schafe oder Ziegen benötigte, von denen jede gerade ein Bifolium (Doppelblatt) lieferte. Zwölf Schreiber haben gemeinsam an diesem Werk gearbeitet, und ein Hauptredaktor hat es am Schluss von Anfang bis Ende sorgfältig korrigiert, ein Beweis für die Ehrfurcht, die man dem Bibeltext entgegenbrachte. Hinzu kommt der künstlerische Schmuck: Initialen, Kanontafeln, Federzeichnungen und vier grosse, ganzseitige Evangelistenbilder.

Wie sehr die Bibel Kern einer benediktinischen Klosterbibliothek ist und sein muss, geht schon aus der Benediktsregel hervor, die dem mönchischen Bibelstudium zugrunde liegt. Die Heilige Schrift durchzieht wie ein roter Faden die ganze Benediktregel vom Prolog bis zum letzten Kapitel. Und der Ordensvater schliesst mit der Frage: "Ist denn nicht jede Seite und jeder von Gott beglaubigte Ausspruch im Alten und im Neuen Testament eine genaue Richtlinie für das menschliche Leben?"

Doch was ist das Ziel dieser mönchischen Schriftlektüre? Die Absicht des Ordensvaters ist, dass sich die Mönche die Heilige Schrift innerlich zu eigen machen. Es geht ihm also nicht um den Buchstaben, sondern um das Herz. Auch das ist ein der alten Kirche und dem alten Mönchtum vertrauter Gedanke. Hieronymus lobt in einem Brief an Heliodor den jungen, früh verstorbenen Priester Nepotianus wegen seines Eifers im Schriftstudium: "Durch fleissiges Lesen und tägliche Betrachtung machte er aus seinem Herzen eine Bibliothek Christi." Dann erst ist das Wort Gottes richtig angeeignet, wenn es in uns ist, in der Bibliothek des Herzens, wie der heilige Petrus Chyrolodus einmal sagt: "Das Wort des Glaubens muss in die Bibliothek des inneren Geistes eingesenkt werden." Wohl als erster spricht Origenes im 3. Jahrhundert von dieser Bibliothek des Herzens: "Wenn einer sich von den vergänglichen Dingen abzuwenden vermag, um das Wort Gottes zu hören, der baut in seinem Herzen eine Arche des Heils, und weiht in sich selbst eine Bibliothek des Wortes Gottes. Diese Bibliothek wird nicht aus Büchern der profanen Autoren zusammengefügt, sondern aus jenen der Propheten und Apostel." Die Hochschätzung der Heiligen Schrift und der Schriftlesung im alten Mönchtum nötigt uns auch heute dazu, in unsere Bibliothek die wichtigen Bibelausgaben unserer Zeit aufzunehmen, dazu aber auch die bedeutenden Bibelkommentare katholischer wie nichtkatholischer Exegeten sowie weitere Werke der exegetischen Wissenschaft und die verschiedenen biblisch-exegetischen Zeitschriften – vor allem auch im Hinblick auf unsere Theologische Schule.

Der innere Kreis: Geistliche Lesung

Um die Heilige Schrift als Kern der Bibliothek legt sich als erster, innerer Kreis das – verallgemeinernd gesagt – Geistliche Schrifttum. Dazu gehören in erster Linie die Bücher für den klösterlichen Gottesdienst, die Eucharistiefeier und das Chorgebet: Sakramentar, Missale, Messantiphonar, Epistolar und Evangeliar für die Messfeier; Psalterium, Antiphonar, Homiliar und Lektionar für die Feier des Stundengebetes.

Kostbarkeiten unserer Bibliothek aus den ersten Jahrhunderten sind z.B. das Pracht-evangeliar Cod. 17(405) aus St. Gallen, das wohl schon zur Gründungszeit Einsiedelns – vielleicht als Geschenk über Bischof Ulrich von Augsburg – hierher kam; sodann der weltberühmte Cod. 121(1151), ein kleiner Prachtcodex mit kostbaren Zierseiten und Initialen in Gold, Silber, Minium und Grün, der hier in Einsiedeln zwischen 960 bis 970 geschrieben wurde und der nach alter, konstanter klösterlicher Überlieferung als das persönliche Buch des seligen Gregor, des dritten Abtes von Einsiedeln († 996) gilt. Codex 121 ist das älteste, vollständig erhaltene und neumierte Messantiphonar mit den Sequenzen Notkers von St. Gallen, unersetzlich für die Gregorianikforschung bis heute.

Gottesdienst und Gesang besitzen in unserem Kloster Kontinuität und Tradition. Denn dieselben Gesänge, die wir Mönche heute in Messfeier und Stundengebet singen, sangen schon die ersten Mönche der Meinradzelle im Finstern Wald vor mehr als tausend Jahren. Besonders eindrücklich ist der Nachweis dieser Kontinuität für den Gesang beim Stundengebet. Von Cod. 83(76), dem *Breviarium antiquissimum* mit Neumen aus dem 11. Jahrhundert, zieht sich die Linie zu den Transkriptionen in die guidonische Notenschrift in den Cod. 610 bis 613, die Abt Johannes I. von Schwanden († 1327) nach dem Zeugnis des Schulmeisters Rudolph von Radegg kurz vor 1314 schreiben liess; von da zu den nachtridentinischen Antiphonaren in Cod. 601(6), 602(2) und 605(15), die Abt Placidus Reimann († 1670) schreiben liess, sodann zum grossen Antiphonale, das 1681 in der Einsiedler Klosterdruckerei hergestellt wurde und in unserem Kloster bis 1944 in Gebrauch war, und weiter zum zweibändigen *Antiphonarium monasticum*, 1943 im Kloster Engelberg für die Klöster der Schweizerischen Benediktinerkongregation gefertigt, bis zum heute bei uns verwendeten *Antiphonarium Eremitae Beatae Virginis Mariae*, das unter Benützung der genannten mittelalterlichen Quellen 1987 eigens für unser Kloster gedruckt wurde als Bekenntnis zur tausendjährigen und immer noch lebendigen Tradition des Einsiedler Choralgesanges. So lässt sich an einem konkreten Beispiel die Einsiedler Choraltradition geradezu lückenlos von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart dokumentieren.

Zu diesem inneren Kreis geistlichen Schrifttums gehören sodann die Werke der frühchristlichen Theologen, in denen das Gotteswort ausgelegt wird, und später jene der geistlichen Schriftsteller und Theologen des Mittelalters und der Neuzeit. In der Frühzeit des Klosters sind es vor allem die Werke der Kirchenväter, die der *Lectio divina*, der geistlichen Lesung, aber auch dem Studium der Theologie dienen. Hier seien nur einige ausgesuchte Schriften genannt: Von den griechischen Vätern (in lateinischer Übersetzung) bewahrt die Bibliothek Basilius, Johannes Chrysostomus und Origenes, von den lateinischen Vätern Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregor der Grosse und Isidor von Sevilla. Dann folgen die Schriften der früh- und hochmittelalterlichen Theologen, von denen ich nur die wichtigsten nenne: Beda Venerabilis, Hrabanus Maurus und Walafried Strabo.

Ein Werk darf hier nicht unerwähnt bleiben, nämlich ein Kommentar zu den ersten acht Paulusbriefen, welcher Thietland († um 964), dem zweiten Abt von Einsiedeln, zugeschrieben wird. Dieser ist in weiten Teilen von seinem Zeitgenossen Bischof Atto von Vercelli († 960) abhängig – was übrigens bestens zeigt, wie gut die Kontakte zu anderen Skriptorien schon im 10. Jahrhundert waren, sogar über die heutigen Landesgrenzen hinaus. Während das Original vermutlich beim grossen Klosterbrand von 1577 verloren ging, besitzt die Bibliothek noch eine, schon im 10. Jahrhundert zur Wolfgangzeit entstandene Kopie mit einer ganzseitigen Miniatur des Völkerapostels in Cod. 38(366).

Zur geistlichen Lesung gehören aus der Zeit des Hoch- und Spätmittelalters die Schriften der deutschen Mystiker: Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse. Besonders wichtig unter ihnen ist die Handschrift Cod. 277(1014) mit dem "Fließenden Licht der Gottheit" der heiligen Mechthild von Magdeburg. Diese mystischen Schriften sind grösstenteils erst später in die Stiftsbibliothek Einsiedeln gekommen.

Dass dieses Feld des "inneren Kreises" durch unsere Stiftsbibliothek besonders eifrig gepflegt wurde und wird, ist leicht verständlich. Als Beispiel erwähne ich nur die verschiedenen Kirchenväterausgaben von der *Maxima Bibliotheca Patrum* (Lyon-Paris 1677–1704) über die *Patres graeci* und *latini* von Migne zu den modernen kritischen Ausgaben und Übersetzungen im *Corpus Christianorum*, im *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum*, in den *Sources chrétiennes* oder in den *Fontes christiani*. Das Gebiet der Theologie und Spiritualität gilt mit Recht als Spezialgebiet unserer Bibliothek und dies vor allem mit Blick auf die geistliche Lesung und Betrachtung und die theologische Weiterbildung der Mönche.

Der äussere Kreis: Die profanen Wissenschaften

Um die Heilige Schrift als Kern der Bibliothek und um den inneren Kreis des Geistlichen Schrifttums legt sich schliesslich der äussere Kreis, das grosse Gebiet der profanen Wissenschaften. Auch hier setzt die Bibliothekstradition schon mit dem 10. Jahrhundert ein. Denn Einschlägige Handschriften wurden gebraucht für die Schule des Klosters, in welcher die *Artes liberales* gelehrt wurden: das *Trivium* mit Grammatik, Dialektik und Rhetorik sowie das *Quadrivium* mit Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik.

Die *Grammatik* beinhaltete im Mittelalter nicht nur die Wort- und Satzkunde, sondern auch die Lektüre, Erklärung und Kritik der klassischen Autoren. Hier seien nur die wichtigsten Namen genannt, deren Werke freilich oft nur noch in Fragmenten erhalten sind: Priscians *Institutiones grammaticae*: Cod. 15(487), weiter Aesopus, Caesar, Cato, Horaz, Iuvenal, Persius, Plautus, Sallust, Seneca, Terentius, Vegetius und Vergil sowie der christliche Dichter Aurelius Prudentius Clemens.

Die *Dialektik* entfaltete sich im Mittelalter hauptsächlich zum Studium der Philosophie, die man vorwiegend anhand der Übersetzungen und Einführungen (Isagoge) des Boethius zu Aristoteles und Porphyrius sowie aus seinen eigenen Schriften (z.B. *De consolatione philosophiae*) studierte. Hier muss aus dem 12. Jahrhundert auch das Werk *Sic et non* des Petrus Abaelardus erwähnt werden, worin er die dialektische Methode in die Theologie einführte. Die Handschrift Cod. 300(439), ein kalligraphisches Meisterwerk der Einsiedler Schreibschule, ist schon rein deshalb bemerkenswert, weil sie hier zu Lebzeiten Abaelards geschrieben wurde.

In der *Rhetorik* galt begreiflicherweise Cicero als die Autorität, ausser seinen Reden vor allem seine Topik: Cod. 324(1154).

Die Kenntnis der *Arithmetik* fand im Mittelalter praktische Anwendung vor allem bei der Berechnung der christlichen Festtage und Jahre anhand des *Computus* (von Beda Venerabilis: Cod. 178(456) und von Hrabanus Maurus: Cod. 319(645).

Wichtigstes Sachbuch der *Geometrie* war wiederum eine Schrift des Boethius: *De geometria*: Cod. 298(119) und 358(610). Hier wurde vor allem die in der Agronomie wichtige Flächenberechnung gelehrt.

Die Kenntnis der *Astronomie* war unerlässlich zur Regelung der Gebetszeiten unter Tag und bei Nacht. Das Universalinstrument des Mittelalters dafür war das so genannte *Astrolabium*. Die Stiftsbibliothek besitzt die *Phainomena* des Aratos: Cod. 338(1321) und astronomische Schriften des arabischen Astrologen Messahalla: Cod. 29(878)

Das Studium der *Musik* schliesslich war unumgänglich für die feierliche Gestaltung des Gottesdienstes, wie die Neumenhandschriften des 10. bis 12. Jahrhunderts bzw. die Schwandencodices aus dem 14. Jahrhundert zeigen. Die Musiktheorie wurde gelehrt anhand des Werkes *De musica* des Boethius: Cod. 298(119) und Cod. 358(610) sowie der Schriften des Hucbald und Pseudo-Hucbald, deren Kenntnis wohl durch den Mönch und Lehrer Wolfgang hierher vermittelt wurde: Cod. 79(522), 169(468) und 319(645).

Hinzu kommen weitere profane Wissenschaften, die hier gelehrt wurden:

Die *Geschichte* wurde in Einsiedeln selbst gepflegt in der Anlage der Annalen, die Zeugnis geben vom lebendigen Geschichtsbewusstsein der Mönche im damals noch weltabgeschiedenen Waldkloster der Meinradzelle. In den Annalen wurde die Geschichte des noch jungen Klosters bewusst in den umfassenden Rahmen der Reichs- und Kirchengeschichte hineingestellt: in den heilsgeschichtlichen Kontext, denn die Annalen beginnen mit Christi Geburt, und in den universalgeschichtlichen Kontext des Kaisertums.

Für das Studium der *Medizin* – man praktizierte ja im Kloster die Medizin z.B. im dreimal jährlich vorgenommenen Aderlass – las man die Schriften des Galenus und des Hippokrates, später auch die *Articella* des Joannicius bzw. Constantinus Africanus, eines Mönchs von Montecassino und Lehrers in Salerno.

Für die *Rechtskunde* besass man die wichtigen Canonessammlungen der Konzilien, später die Schriften des Cresconius und des Ivo von Chartres sowie die Dekretalen Gregors IX. oder die Summen des Raimund von Peñafort und des Johannes von Freiburg.

Da die Stiftsbibliothek auch für die Lehrer und Lehrerinnen der Stiftsschule die nötige Literatur zur Verfügung stellen muss, vor allem die Textausgaben für den alt- und neusprachlichen Unterricht, führen wir die verschiedenen Klassiker-Ausgaben: die Oxfordausgabe, die Sammlung Tusculum und andere für die lateinische und griechische Philologie relevante Werke, und für den neusprachlichen Unterricht die Bibliothek deutscher Klassiker, die Pleiades-Ausgabe der französischen Klassiker, die *Classici Italiani*, usw. Hinzu kommen die wichtigsten Einführungen in die klassische und moderne Literaturwissenschaft, entsprechende Nachschlagewerke, zusammen mit den einschlägigen Zeitschriften für den Unterricht.

Was sich so im Lauf der über tausendjährigen Geschichte unseres Klosters und seiner Bibliothek angesammelt hat, kann mit Recht als ein "Spiegel seines geistigen Lebens" bezeichnet werden. Die Bibliothek selbst mit ihrem reichen Bestand ist deshalb bis heute ein lebendiges Zeugnis benediktinischer Tradition und Kultur – und ich hoffe, dass sie es nach der glücklich abgeschlossenen Sanierung und Restaurierung auch in Zukunft bleiben wird.

P. Dr. Odo Lang ist Stiftsbibliothekar in Einsiedeln und erforscht und katalogisiert Handschriften.

Literatur:

Benziger, Karl Joseph (1912): Geschichte des Buchgewerbes im fürstlichen Benediktinerstifte U. L. F. v. Einsiedeln. Einsiedeln.

Brändle, Johannes (1989): Artes liberales. "Die sieben freien Künste". Zug.

Jakobi-Mirwald, Christine (1997): Buchmalerei. Ihre Terminologie in der Kunstgeschichte. Berlin.

Lang, Odo (1991): Bildung und Geistesleben im mittelalterlichen Kloster Einsiedeln. Einsiedeln.

Lang, Odo (1996): Festschrift zum tausendsten Todestag des seligen Abtes Gregor, des dritten Abtes von Einsiedeln 996-1996. St. Ottilien.

Lang, Odo (1999): Der Mönch und das Buch. Einsiedeln.

Schneider, Karin (1999): Paläographie – Handschriftenkunde. Tübingen.

Der Text befindet sich im Internet unter:

http://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d22_LangOdo.html

Systematik der Filmlandschaft

Zur Entstehung der Filmlexika im deutschen Sprachraum

Charles Martig

Die Systematisierung von Wissen hat in der Katholischen Kirche eine lange Tradition. Über die Welt der Handschriften und Bücher in Stiftsbibliotheken hinaus hat sie sich auch den neuen Medien geöffnet. Mit dem Aufkommen des Films entstand an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ein neuer Wissensbereich, der nicht zuletzt durch das Engagement der kirchlichen Filmarbeit systematisch erfasst wurde.

In der Schweiz entwickelten vor allem Jesuiten wie Joseph Joye, Charles Reinert und Stefan Bamberger in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Katholischen Volksverein (SKVV) die katholische Filmarbeit. In der Schweiz gab Charles Reinert das erste deutschsprachige Filmlexikon der Nachkriegszeit heraus. In Deutschland entstand der film-dienst, der seit 1947 das Kino lückenlos erfasst. Dieser Wissensbestand wurde erstmals 1987 im "Lexikon des Internationalen Films" vollständig publiziert und ist seit den 90er-Jahren als digitaler Datenbestand öffentlich zugänglich.

Kleines Filmlexikon – ein schweizerisches Grundlagenwerk

Das erste Filmlexikon im deutschen Sprachraum der Nachkriegszeit entstand in der Schweiz. 1946 gab der Jesuit Charles Reinert unter dem Titel "Kleines Filmlexikon" beim Verlag Benziger (Einsiedeln und Zürich) ein Buch heraus, das für die weitere Bearbeitung des "Neulands Kino" von grosser Bedeutung war. Bereits im Untertitel des 424 Seiten umfassenden Werks wird klar, dass hier zum ersten Mal versucht wird, einen umfassenden Überblick zu erstellen: "Kunst, Technik, Geschichte, Biographie, Schrifttum" lautet die informative Aufzählung: Der technisch-wissenschaftliche Teil wurde von Johannes Paul Brack in Zusammenarbeit mit Raffael Ganz verfasst. Der biographische Teil, ergänzt mit literarisch-historischen Artikeln, stammt von Paul F. Portmann. Juristische Artikel schrieb der Zürcher Rechtsanwalt Hans Sulzer. Zudem enthält das Werk Beiträge, die sich der "Behandlung von kulturell-geistigen sowie der pädagogischen und ethischen Fragen" widmen (Reinert 1946: 6). Die Letzteren wurden von Charles Reinert verfasst und geben dem Lexikon ein besonderes Profil.

Die Artikel sind alphabetisch geordnet und beruhen auf diversen Quellen, insbesondere auf frühere Lexika in diversen Sprachen, Jahrbüchern und Werken zur Filmgeschichte. Ein Kino-Tagebuch von Charles Reinert belegt, dass er ab 1940 sämtliche Filme, die er im Kino sichtete, mit Titel, Werkdaten und einer kurzen Kritik versah und damit den Grundstein legte für die katholische Filmkritik in der Schweiz. In der Redaktionszeit des Filmlexikons in den Jahren 1945–46 war die Quellenlage teilweise diffus. Am Beispiel der biographischen Einträge lässt sich dies am besten nachweisen. In den 973 personenbezogenen Einträgen beschränkte sich Reinert auf eine "Auswahl der bedeutendsten Filmschaffenden." (ebd. S. 5) Dabei war als Auswahlkriterium die Leistung nach Wert und Umfang entscheidend. Regisseure wurden den Darstellern vorgezogen. Drehbuchautoren und Komponisten sind erst in zweiter Linie aufgenommen worden. Produzenten fanden nur eine Erwähnung, wenn ihr Werk von besonderer organisatorischer oder stilbildender Bedeutung war. Als Grund für diese Auswahlfilter gibt Reinert an, dass die Informationen über einzelne Filmschaffende nicht gleichmässig zur Verfügung

standen. So wurde nur bei einigen führenden Namen wie bei D. W. Griffith oder Ch. Chaplin auf möglichst grosse Vollständigkeit geachtet. Reinert räumt ein: "Die vorliegende Dokumentation war bei den Franzosen und zum Teil auch bei den Deutschen recht unzuverlässig. So verweigerten z.B. die offiziellen deutschen Stellen die Auskunft über die Geburtsdaten ihrer Darsteller, während die offiziellen amerikanischen und italienischen Organe diese Angaben fast ausnahmslos preisgaben; bei den Franzosen fehlte bisher eine derartige Informationsstelle und auch jedes biographische Nachschlagewerk über die Filmschaffenden." (ebd. S.6) Trotz dieser schwierigen Quellenlage ist es Reinert gelungen, mit seinen Mitarbeitern das erste systematische Filmlexikon nach dem zweiten Weltkrieg zu publizieren, eine Pionierleistung, die sich auch auf andere Sprachgebiete auswirkte.

1948 erschien das erste Filmlexikon in italienischer Sprache unter der Federführung des Filmwissenschaftlers Francesco Pasinetti. Das "Filmlexikon. Piccola enciclopedia cinematografica" wurde auf der Basis des Reinertschen Filmlexikons entwickelt und weitergeführt. Vor allem die biographischen Artikel wurden von 973 auf 3'200 Einträgen bedeutend ausgeweitet, wobei die Systematik weitgehend erhalten blieb. Auffallend ist neu die Unterteilung in zwei Hauptteile: "Prima parte: voci generali e tecniche" sowie "Seconda parte: voci biografiche". Pasinetti hat einen grossen Teil der Texte von Reinert ins Italienische übertragen und führt die alphabetische Ordnung von Reinert fort. Damit kann die Publikation von Charles Reinert als massgebend für die Entwicklung von Filmlexika in Italien gelten.

Vigilanti cura – Mit wachsamer Sorge

Die Basis für diese systematische Leistung wurde Anfang des Jahrhunderts gelegt. Der Schweizerische Katholische Volksverein (SKVV) wurde 1904 als Laienorganisation der (männlichen) Schweizer Katholiken gegründet. Drei Jahre später schuf er eine Sektion zum Schutze der Sittlichkeit mit einer "Spezialsektion für Schaulstellungen einschliesslich der Kinematographie". Im Anschluss an die Gründung der internationalen katholischen Filmorganisation OCIC im Jahr 1928 in Den Haag wurde 1931 auch in der Schweiz eine katholische Filmkommission eingerichtet. Diese Entwicklung beruhte vor allem auf der Initiative von Basisbewegungen in der katholischen Kirche. Das Medium Film wurde von offizieller Seite lange als Bedrohung der Sittlichkeit wahrgenommen.

Erst 1936 unterstützte ein päpstliches Schreiben die fundierte Auseinandersetzung mit dem Film. Aufgrund der Erfahrungen der amerikanischen Katholiken mit der "Legion of Decency", mit der "Liga des Anstandes", hatte Papst Pius XI. am 29. Juni 1936 die Enzyklika "Vigilanti cura – Mit wachsamer Sorge" veröffentlicht. Darin äussert der Papst sowohl grundsätzliche Überlegungen als auch Vorschläge für die Praxis: "Es gehört also zu den dringlichsten Aufgaben unserer Zeit zu wachen und zu wirken, dass der Film nicht ferner eine Schule der Verführung sei, sondern dass er sich umgestalte in ein wertvolles Mittel der Erziehung und Erhebung der Menschheit." In seinem Weltrundschreiben erinnerte der Papst an frühere Äusserungen zum Film. "So hatte er 1934 vor Vertretern der Filmpresse auf die 'ausserordentliche Bedeutung' dieser 'Art von Schauspielen' hingewiesen, auf den weitreichenden Einfluss, den der Film auf dem Weg zum Guten, aber auch zum Bösen ausüben kann. Er erinnerte aber auch daran, dass er den Film 'das grosse Geschenk der Kunst' genannt habe. Er müsse dem Gesetz der Moral folgen, wobei der Papst nicht so weit geht, dass er an die christliche Moral denkt, 'sondern einfach an die menschliche, natürliche gute Sitte'." (Bettecken 1987: 14)

Diese grundsätzlichen Äusserungen gaben den eigentlichen Startschuss für die systematische Auseinandersetzung mit dem Film als Kunstwerk und als Wissensobjekt. Aufschlussreich sind auch die Vorschläge für die Praxis die in der Enzyklika publiziert wurden. Papst Pius XI. schlug die Veröffentlichung von regelmässig erscheinenden und sorgfältig hergestellten Listen vor. Wegen der wechselnden Lebensbedingungen, Sitten und Gebräuchen in den verschiedenen Ländern müsse für jede Nation eine eigene Klassifikation erstellt werden. In jedem Land sollten daher die Bischöfe ein "permanentes nationales Revisionsbüro" schaffen. Dieses sollte die Aufgaben erhalten, gute Filme zu fördern, alle Filme zu klassifizieren und die Beurteilung zu veröffentlichen.

Basis der katholischen Filmarbeit

Die Aufforderung zur Klassifikation war im deutschsprachigen Raum die Geburtsstunde des Filmlexikons mit katholischer Prägung. Erste Informationen zum Film wurden vom Schweizerischen Katholischen Volksverein (SKVV) bereits im Jahre 1935 systematisch gesammelt und auf Karteikarten vermerkt. Die Rezeption der Enzyklika "Vigilanti cura" führte 1938 zur Einrichtung des katholischen Filmbüros, das in unregelmässigen Abständen die "Filmberichte" als Beilage für die Zeitschriften des SKVV veröffentlichte. 1939 erschien erstmals "Der Filmberater", der ab 1941 mit regelmässigen Informationen zu Filmen im Kino eine eigenständige Zeitschrift wurde.

Die Initiative des Volksvereins zur Klassifikation und Information verband sich mit einer Bewegung, die primär vom Jesuitenorden ausging. Bereits um die Jahrhundertwende sammelte der Jesuit Abbé Joseph Joye (1852–1919) Filmkopien für seine Bildungsarbeit, die später als eine der bedeutendsten Sammlungen der frühen Stummfilmgeschichte an das "British Film Institute" übergang und dort restauriert wurde.

Charles Reinert (1899–1963) erwies sich als Pionier der Filmpublizistik in der Nachkriegszeit, indem er die Klassifikation vorantrieb. Diese begann mit seinem persönlichen Kinotagebuch, das seine ersten 120 Filmkritiken vom 24.10.1938 bis zum 10.04.1940 enthält. Als erster Film erscheint "Die barmherzige Lüge" (Verleih Tobis), den er am 24.10.1938 gesichtet hat. Es folgt der für die Schweizer Filmgeschichte bedeutende "Wachtmeister Studer", eine Produktion der Praesens Film im Verleih von Columbus, gesichtet am 13.11.1938. Das dritte Werk ist William Wylers "Das Tal der heulenden Winde" (Wuthering Heights), das Reinert am folgenden Tag gesehen hat. Dazu schreibt er "Meisterwerk der Regie!" und fügt nach dem Thema und den Grundthesen des Films an: "Für gereifte, gefestigte Erwachsene". Das Tagebuch ist der Ausgangspunkt für die systematische Erfassung und Beschreibung von Filmen, die sich über Jahrzehnte fortsetzen sollte bis hin zur ökumenischen Filmzeitschrift ZOOM (1973–1999). Die Filmpublizistik der Katholischen Kirche in der Schweiz entwickelte sich von den bewahrungspädagogischen Anfängen über die Klassifikation und lexikographische Arbeit bis hin zur professionellen, international anerkannten Filmkritik.

Reinert wirkte bis 1960 als Leiter des katholischen Filmbüros. Zu dieser Zeit erstellte er eine erweiterte Fassung des "Kleinen Filmlexikons", dessen erster Band 1960 beim Verlag Herder erschien. Er arbeitete redaktionell mit Hanspeter Manz zusammen, der als Filmredaktor der Zeitung "Die Tat" und als renommierter Verfasser der "Internationalen Filmbibliographie" (1952–) in Zürich wirkte. Die vollständig überarbeitete Fassung enthält 1'300 Kurzbiographien mit rund 10'000 Filmtiteln.

Sein Nachfolger Stefan Bamberger (1923–1997), ebenfalls Mitglied des Jesuitenordens, verfasste seine Doktorarbeit im Bereich Filmsoziologie (Bamberger 1958). Bamberger wirkte als Visionär und Impulsgeber. Er gründete die Gesellschaft Christlicher Film sowie das Akademische Filmforum und publizierte zum Themenkreis Religion im Film (Bamberger 1963; 1968). Auf internationaler Ebene war der Ordensmann Kommunikationsberater im Generalrat der Jesuiten (1968–1976) sowie Gründer und Leiter des "Center for the Study of Communication and Culture" in London. Er publizierte regelmässig in der Zeitschrift "Communication Research Trends". Auf seiner Anregung beruht auch die Gründung des "Centro Interdisciplinare sulla Comunicazione Sociale" an der Gregoriana in Rom. Diese Ausweitung in die Medienwissenschaften bedeutete aber auch eine Entfernung von der Filmarbeit.

Filmpublizistik in der Schweiz: Filmberater – ZOOM – FILM

Das systematische Dokumentieren und Archivieren übernahm in der Schweiz 1966 Franz Ulrich, zuerst als Leiter des katholischen Filmbüros, dann als Redaktor des "Filmberaters" und ab 1973 als Redaktor der ökumenischen Medienzeitschrift "ZOOM – Filmberater". Hier wurde der Grundstein gelegt für das publizistische Archiv der ZOOM Filmdokumentation und der damit verbundenen ZOOM Datenbank. Es handelte sich um die grösste Sammlung an Filmkritiken, Pressematerialien und Fotos zu sämtlichen in der deutschen Schweiz aufgeführten Filmen. 1994 führte eine Kooperation mit der deutschen Zeitschrift "film-dienst" zu einem regelmässigen Datenaustausch und zum Aufbau der ZOOM Datenbank, die über 50'000 Filmtitel aufgefächert in 64 Datenfelder umfasste. Die Entwicklung einer relationalen Datenbank, die die Verknüpfung von Filmtiteln, Werkdaten, Personen und Filmkritiken in einem mehrdimensionalen Datenmodell erlaubte, wurde erstmals 1998 erreicht. Es handelte sich um die digitale Version des "Kleinen Filmlexikons", das nun in einer "Grossen Datenbank" vorhanden war und von "ZOOM – Zeitschrift für Film" fortlaufend gespeist wurde. Die Digitalisierung war für die Erfassung und Verbreitung von Schweizer Filmdaten ein Meilenstein. Das Filmpodium Zürich pflegte seit 1995 einen regelmässigen Datenaustausch mit der ZOOM Datenbank. Im Auftrag des Bundesamtes für Kultur arbeiteten das Schweizerische Filmzentrum und die Urheberrechtsorganisation Suissimage ab 1997 mit der ZOOM Filmdokumentation in einem "Film Data Network" zusammen, um Standards der Filmdatenerfassung zu entwickeln und mit internationalen Organisationen abzugleichen.

1998 wurde klar, dass sich die römisch-katholische Kirche und die evangelisch-reformierten Kirchen in der Schweiz aus finanziellen Gründen vom Sammeln und Dokumentieren der Filmdaten zurückziehen müssen. Die Filmzeitschrift ZOOM wurde 1999 von einer Stiftung der Filmbranche übernommen und unter dem Namen FILM weitergeführt, musste dann aber 2001 eingestellt werden. Das Schweizerische Filmarchiv mit Sitz in Lausanne übernahm den Bestand der ZOOM Filmdokumentation im Jahr 2002 und führt seitdem eine Zweigstelle in Zürich. Damit spannt sich der Bogen von der lexikographischen Pionierarbeit von Charles Reinert bis zur Integration des systematisch geordneten filmpublizistischen Bestandes im datenbankgestützten Archiv der "Cinémathèque suisse", Dokumentationsstelle Zürich.

Vom deutschen Pionier film-dienst zum Lexikon des Internationalen Films

Für die filmlexikographische Entwicklung in Deutschland lassen sich zwei wesentliche Perioden abgrenzen, die durch den Einschnitt der nationalsozialistischen Machtergreifung und den zweiten Weltkrieg historisch gegeben sind. Für den Stummfilm und im Hinblick auf die internationale Ausstrahlung ist das wichtigste Werk das "Universal Filmlexikon", das von Frank Arnau 1932 in der ersten Auflage in Berlin herausgegeben wurde. Beachtlich ist das internationale Konzept: In Deutsch, Englisch und Französisch wurde mit zahlreichen Abbildungen auf 776 Seiten der Bestand dokumentiert und beschrieben: Über 600 Fotos und Biographien finden sich im Konvolut, über 6'000 europäische Bühnen- und Filmschaffende sind im Anhang aufgeführt. Heute ist diese Ausgabe ein Sammlerstück mit einem Wert von 150 Euro, was wohl mit der Einmaligkeit seines universalen Anspruchs zu begründen ist.

Erst ab 1946 war ein Neubeginn der deutschen Filmpublizistik und der systematischen Erfassung des Kinofilms möglich. Auch hier stand die Katholische Kirche mit ihrer internationalen Unterstützung der Filmarbeit und ihrem Interesse an der Klassifizierung am Ausgangspunkt. Der systematische Aufbau katholischer Filmarbeit fand zwischen 1919 und 1932 statt, daraufhin wurden die entwickelten Strukturen wie z.B. der Katholische Lichtspielverband vom NS-Regime vereinnahmt oder aufgelöst. Die Rezeption der Enzyklika "Vigilanti cura – Mit wachsamer Sorge" von 1936 erfuhr in Deutschland eine deutliche Verzögerung. Klaus Brüne gründete 1948 den Filmdienst der Jugend, der systematisch die Filme in deutschen Kinos erfasste und filmkritisch beschrieb. Dabei knüpfte er an die katholische Bildungsarbeit der Zwischenkriegszeit an.

Herausragendes Merkmal der katholischen Filmpublizistik war die klare und strenge Systematik der Zeitschrift film-dienst. Sämtliche Filme wurden nach dem Erscheinungstermin nummeriert. Eine Filmkritik bestand aus den Werkdaten, einer Inhaltsbeschreibung, einer Interpretation und einer Einordnung in den filmbiographischen Kontext. Zudem gab es eine Kurzsynopsis mit Wertung der Katholischen Filmkommission für Deutschland. Die grosse Leistung, die hier erbracht wurde, ist weniger in der Qualität der einzelnen Texte oder im Stil zu suchen, als im systematischen Anspruch, sämtliche in Deutschland aufgeführten Kinofilme nach Kriegsende zu erfassen.

Aus diesem Ansatz heraus entwickelten sich insgesamt elf Ausgaben des Handbuchs der katholischen Filmkritik. Der systematische Anspruch wurde erstmals 1987 in einem umfassenden Lexikon realisiert. Das "Lexikon des Internationalen Films" wurde in einer Kooperation zwischen dem film-dienst (bzw. der Trägerorganisation Katholisches Institut für Medieninformation in Köln) und dem Rowohlt Verlag herausgegeben. Es handelte sich um ein Filmtitellexikon, das 21'100 Filme unter dem deutschen Verleihtitel beschrieb. Für den film-dienst war diese Publikation ein Durchbruch, da die lexikographische Arbeit der katholischen Filmkritik in der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen und zum Standard wurde. Der Datenstamm beruhte auf der Datenbank des film-dienst, dessen Redakteure Horst Peter Koll, Stefan Lux und Hans Messias auch für die 1995 vollständig überarbeitete Gesamtausgabe verantwortlich zeichneten. In dieser Ausgabe mit über 40'000 Filmtiteleinträgen wurden rund 800 Schweizer Filme erfasst, die von der ZOOM Filmdokumentation in Zürich zur Verfügung gestellt wurden. Mit jährlichen Ergänzungsbänden wurde zwischen 1987 und 1995 sowie im Anschluss an die überarbeitete Gesamtausgabe versucht, das Lexikon aktuell zu halten.

Neue Publikationsformen: CD-ROM und Online-Datenbank

Den Sprung in das digitale Zeitalter schaffte das "Lexikon des Internationalen Films" 1996 mit der Herausgabe einer CD-ROM, die neben den 40'000 Filmeinträgen der Buchausgabe zusätzlich 1'700 Szenenfotos und Porträts, rund 30 Minuten Filmclips sowie 370 Artikel aus der Zeitschrift film-dienst und aus dem Buch "Spuren des Religiösen im Film" (Hasenberg et al. 1995) bot. Doch wenige Jahre nach diesem entscheidenden Schritt für die mediale Zugänglichkeit war die CD-ROM bereits von der technischen Entwicklung des Internets überholt. Der film-dienst erstellte deshalb eine Online-Datenbank mit Zugangsrecht für Abonnenten der Zeitschrift. Hier sind nun sämtliche Filmkritiken des film-dienst seit 1992 elektronisch auffindbar und der Zugang zum Lexikonbestand gewährleistet (www.film-dienst.de).

Bedingt durch die Auflösung der Kooperation mit Rowohlt Ende der 90er-Jahre wurde ein neues Konzept mit dem Verlag Zweitausendeins in Frankfurt am Main gesucht. Seit 2002 gibt der Verlag in Zusammenarbeit mit dem film-dienst das "Lexikon des Internationalen Films" in einer neuen Fassung heraus. Es handelt sich um das bisher umfassendste Filmtitellexikon in deutscher Sprache und beschreibt 52'000 Filme. Im Vergleich zur Ausgabe von 1995 kamen also rund 12'000 Filme hinzu. In dieser Ausgabe finden sich 60'000 Einträge zu 52'000 Filmen, die seit 1945 im Kino, auf Video oder im Fernsehen in der Bundesrepublik, in der DDR oder in Gesamtdeutschland bis Dezember 2001 Premiere hatten – d.h. zu sämtlichen Kinofilmen, aber auch zu den meisten der grossen Fernsehproduktionen (wie "Fackeln im Sturm", "Shogun" oder "Die Manns"). Jeder Film wird vorgestellt mit Bewertung, Inhaltsbeschreibung, ausführlichen technischen Angaben zu Verleih, Produktion, Laufzeit und den wichtigsten Mitwirkenden: 160'000 Regisseure, Drehbuchautoren, Kameraleute und Hauptdarsteller. Sogar das Jugendschutz-Urteil der Freiwilligen Selbstkontrolle (FSK) und das beliebte Prädikat der Filmbewertungsstelle Wiesbaden ("besonders wertvoll") sind verzeichnet. Auch gibt es Informationen darüber, welche Filme in Deutschland auf Video und DVD (und in welchem Format) erschienen sind.

Die neueste Edition umfasst 4'800 Seiten und enthält über die lexikalischen Einträge hinaus mehr als 130 Berichte, Essays und Debattenbeiträge, die den aktuellsten Stand der Diskussion dokumentieren. Hierbei geht es um die klassischen und neuen Leitfiguren des Kinos, um Kinogeografie, Ästhetik, neue und wieder neu zu entdeckende Filme sowie um News aus Hollywood. Diese "Leseinseln", die in der Druckversion zwischen die Filmtitel eingestreut sind, werden in Rezensionen zum Lexikon allerdings kritisiert, da sie die Leserführung beeinträchtigen würden (vgl. Arnold 2004). Aus dem Blickwinkel der lexikographischen Systematik erscheinen sie tatsächlich als Fremdkörper, in der Online-Version jedoch gibt es komfortable Suchfunktionen, womit über den gesamten, durch die Redaktion des film-dienst laufend aktualisierten Bestand recherchiert werden kann (<http://www.filmevonabisz.de>). Hier ist die oben erwähnte Erweiterung durch Berichte und Essays ein deutlicher Mehrwert, denn der Zugriff auf die Datenbank ist durch die relationale Verknüpfung ein grundsätzlich anderer als derjenige in der linear geordneten Struktur der Druckausgabe.

Im deutschen Sprachraum sind neben dem "Lexikon des Internationalen Films" und dem "Kleinen Filmlexikon" von Charles Reinert als weitere Sachlexika auch "Buchers Enzyklopädie des Films" (Bawden/Tichy 1977) sowie "Reclams Sachlexikon des Films" (Kobner 2002) zu nennen. Unter den Letzteren herrscht eine breite Auffächerung, etwa nach Filmklassiker (Kobner 1995), Filmgenres (Seesslen 1995–2004) und Filmregis-

seuren (Koebner 1999). Zudem gibt es eine Darstellung des deutschen Stummfilms (Lambrecht 1967–70) und nationale Filmographien wie bei Reclams deutschem Filmlexikon (Holba et al. 1984) oder bei Übersichten zum Filmschaffen der ehemaligen DDR (Habel 2001). Dieser Teil der deutschsprachigen Filmlexikographie wird hier allerdings nicht mehr weiter ausgeführt, da er nicht direkt mit der katholischen Filmpublizistik zusammenhängt. Was jedoch die Bedeutung der kirchlichen Filmarbeit für die Entstehung deutscher Filmlexika angeht, so gibt die vorliegende Synopsis ein umfassendes Bild.

Charles Martig, Geschäftsführer Katholischer Mediendienst, ist Filmpublizist und Mitherausgeber des Medienhefts.

Filmlexika (chronologisch):

Arnau, Frank (Hrsg.) (1932): Universal Filmlexikon. Berlin, London, Paris.

Reinert, Charles (Hrsg.) (1946): Kleines Filmlexikon. Kunst, Technik, Geschichte, Biographie, Schrifttum. Einsiedeln, Zürich.

Pasinetti, Francesco (Hrsg.) (1948): Filmlexikon. Piccola enciclopedia cinematografica. Milano.

Manz, Hanspeter (1952–): Internationale Filmbibliographie (= Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Filmwissenschaft und Filmrecht). Zürich.

Bode, Walter (1954): Das kleine Filmlexikon. Ein Taschenbuch über das gesamte Filmwesen. Frankfurt am Main.

Reinert, Charles (Hrsg.) (1960): Wir vom Film – 1300 Kurzbiographien aus aller Welt mit rund 10'000 Filmtiteln. Basel, Freiburg, Wien.

Lamprecht, Gerhard (1967–1970): Deutsche Stummfilme 1903–1931. Berlin.

Bawden, Liz-Anne / Tichy, Wolfram (Hrsg.) (1977): Buchers Enzyklopädie des Films. Luzern, Frankfurt am Main.

Bawden, Liz-Anne / Tichy, Wolfram (Hrsg.) (1978): rororo Filmlexikon. 6 Bände. Band 1–3: Filme (Filmbeispiele, Genres, Länder, Institutionen, Technik, Theorie), Band 2–6: Personen (Regisseure, Schauspieler, Kameraleute, Produzenten, Autoren). Reinbek.
(Basierend auf The Oxford Companion to Film).

Holba, Herbert / Knorr, Günter / Spiegel, Peter (1984): Reclams deutsches Filmlexikon. Stuttgart.

Stresau, Norbert / Wimmer, Heinrich (Hrsg.) (1986–): Enzyklopädie des phantastischen Films. Meitingen.

Dumont, Hervé (1987): Geschichte des Schweizer Films. Spielfilme 1896–1965, Lausanne.

Koll, Horst Peter / Messias, Hans (1987): Lexikon des Internationalen Films, hrsg. v. Katholischem Institut für Medieninformation und der Katholischen Filmkommission für Deutschland, Reinbek. (Mit fortlaufenden Ergänzungsbänden von 1987–1995).

medien heft

Koll, Horst Peter / Lux, Stefan / Messias, Hans (1995): Lexikon des Internationalen Films, hrsg. v. Katholischem Institut für Medieninformation und der Katholischen Filmkommission für Deutschland, vollst. überarbeitete Gesamtausgabe, Reinbek.

Koebner, Thomas (Hrsg.) (1995): Filmklassiker. Beschreibungen und Kommentare. Stuttgart.

Lexikon des Internationalen Films (1996): Die ganz Welt des Films auf CD-ROM, hrsg. v. Katholischem Institut für Medieninformation und der Katholischen Filmkommission für Deutschland. München.

Koebner, Thomas (Hrsg.) (1999): Filmregisseure. Biographien, Werkbeschreibungen, Filmographien. Ditzingen.

Reclams elektronisches Filmlexikon (2001). Ditzingen.

Habel, Frank-Burkhard (2001): Das grosse Lexikon der DEFA-Spielfilme. Berlin. (Vollständige Dokumentation aller DEFA-Spielfilme von 1946–1993).

Habel, Frank-Burkhard / Wachter, Volker (2002): Das grosse Lexikon der DDR-Stars. Berlin.

Koebner, Thomas (Hrsg.) (2002): Reclams Sachlexikon des Films. Ditzingen.

Koll, Horst Peter / Lux, Stefan / Messias, Hans (2002): Lexikon des Internationalen Films. Kino, Fernsehen, Video, DVD, hrsg. v. Katholischem Institut für Medieninformation und der Katholischen Filmkommission für Deutschland, vollst. überarbeitete Gesamtausgabe in Kooperation mit Zweitausendeins, Frankfurt am Main. (Vgl. <http://www.filmevona-z.de>).

Weitere Literatur:

Arnold, Frank (2004): Leseinseln im Info-Strom. Neue Vorzüge, alte Fehler: Das "Lexikon des Internationalen Films". In: epd Film 8/2004, S. 54.

Bamberger, Stefan (1958): Studenten und Film. Eine Untersuchung an den schweizerischen Universitäten und Hochschulen. Freiburg.

Bamberger, Stefan / Franz Everschor (1963): Religion im Film. Ein Beitrag zur Geschichte, Funktion und Gestaltung des "religiösen Films". Düsseldorf.

Bamberger, Stefan (1968): Christentum und Film. Aschaffenburg.

Bettecken, Wilhelm (1987): Dienst am Film – Dienst am Menschen, hrsg. zum 40-jährigen Bestehen der Zeitschrift film-dienst 1947-1987. Bonn.

Hasenberg, Peter / Luley, Wolfgang / Martig, Charles (1995): Spuren des Religiösen im Film. Meilensteine aus 100 Jahren Filmgeschichte. Mainz, Köln. (Vgl. Lexikon des Internationalen Films, CD-ROM, 1996).

Seesslen, Georg (1995–2004): Grundlagen des populären Films. Marburg.

Papst Pius XI. (1936): Vigilanti cura – Mit wachsender Sorge. Rom. http://www.vatican.va/holy_father/pius_xi/encyclicals/documents/hf_p-xi_enc_29061936_vigilanti-cura_ge.html

Links:

Deutsches Filmmuseum in Frankfurt am Main:
<http://www.deutsches-filmmuseum.de>

Filmmuseum Berlin – Deutsche Kinemathek:
<http://www.filmmuseum-berlin.de>

Österreichisches Filmmuseum in Wien:
<http://www.filmmuseum.at/fm/default.pxml>

Schweizerisches Filmarchiv – Cinémathèque suisse in Lausanne und Zürich:
www.cinematheque.ch

Lexikon des Internationalen Films (der Zugang zu diesem Online-Filmlexikon wird über den Kauf der Printversion erworben und ist im Jahresabonnement zugänglich):
www.filmevona-z.de

Katholische Filmarbeit in der Schweiz:
http://www.kath.ch/mediendienst/menu_film.php

Katholische Filmarbeit in Deutschland:
<http://www.katholische-filmarbeit.de>

Publikationen zum Bestand der DEFA Filme:
<http://www.defa-sternstunden.de/htm/infos.htm>

Readings on German Film History:
http://www.goethe.de/z/wwfilm/guide/literat/engesch_bis33.htm

Rezension zum "Lexikon des Internationalen Films" (Koll 2002):
<http://www.kultur-insel.de/filmlexikon.htm>

Rezension zu Reclams "Sachlexikon des Films" (Koebner 2002):
http://www.filmgeschichte.de/magazine/koebner_sachlexikon.htm

Schweizer Studiofilmverband in Kooperation mit dem Katholischen Mediendienst und den Reformierten Medien (Studiofilme in den Schweizer Kinos systematisch erfasst):
<http://www.independent-pictures.ch/reviews.php>

Swiss Films (fortlaufend aktualisierte Datenbank des Schweizer Films):
<http://www.swissfilms.ch>

Zeitschrift film-dienst (mit dem Abonnement der Filmzeitschrift besteht ein Zugriff auf die Datenbank, die dem Lexikon des Internationalen Films zugrunde liegt):
<http://www.film-dienst.de>

Zentrales Verzeichnis antiquarischer Bücher (die genannten Filmlexika sind hier erhältlich):
<http://www.zvab.com>

Der Text befindet sich im Internet unter:
http://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d22_MartigCharles.html

Nachhaltige Nachrichtenfaktoren

Politische Informationsauswahl unter Bedingungen von Netzkommunikation

Christiane Eilders

Trotz der enormen Ausweitung an verfügbaren Informationen über Politik und der individualisierten Möglichkeiten der Informationsbeschaffung haben sich die Kriterien der Nachrichtenselektion durch das Internet nicht entscheidend geändert. Nachrichtenfaktoren indizieren kollektive Relevanz und dienen den Nutzern als notwendige Orientierungsmarken in einem erheblich vergrösserten Informationsangebot.

Selten dürfte es so einfach gewesen sein, sich mit politischen Informationen zu versorgen wie in der modernen Mediengesellschaft. Per Mausclick sind neben den Informationen aus den konventionellen Massenmedien im Netz alle Arten von Daten und Fakten, Einschätzungen und Nachrichten zu haben. Das Angebot politischer Informationen hat sich mit der Etablierung des World Wide Web erheblich vergrössert und wird sich noch erweitern. Das Netz ist im Prinzip unbeschränkt aufnahmefähig.

Informationsüberfluss im World Wide Web

Parteien und Verbände machen im Netz ihre Programme und aktuellen Berichte, Einzelpersonen ihre Ansichten und Wahrnehmungen einem breiten Publikum zugänglich. Regierung und Opposition informieren dort über ihre Arbeit, soziale Bewegungen und andere zivilgesellschaftliche Akteure versuchen das Publikum für ihre Ziele zu mobilisieren und werben um Aufmerksamkeit und Zustimmung. Auch Medienunternehmen stellen ihr konventionelles Angebot ins Netz oder veröffentlichen dort ein spezielles Online-Angebot. Mittlerweile haben fast alle herkömmlichen Zeitungen und Rundfunksender auch eine eigene Website, auf welcher sie sich denjenigen präsentieren, die ihre Angebote nicht auf herkömmlichem Weg nutzen können oder wollen, und auf denen sie auch zusätzliche oder vertiefende Informationen zu ihrer konventionellen Berichterstattung anbieten.

Es soll an dieser Stelle nicht der Eindruck erweckt werden, die politisch bedeutsamen Möglichkeiten der Netzkommunikation beschränkten sich auf die Ausweitung des Informationsangebots. Es versteht sich von selbst, dass das Netz auch nicht-journalistischen Akteuren ermöglicht, selbst als Kommunikatoren tätig zu werden, sich in öffentlichen Diskussionsforen und anderen Gruppen mit anderen Interessierten auseinander zu setzen, oder etwa durch umfangreiche Verlinkung Informationen aufzuspüren, die unter herkömmlichen Bedingungen nur schwer oder erst nach langer Zeit zugänglich wären. Da sich die Aufmerksamkeit dieses Beitrags jedoch auf mögliche Konsequenzen der neuen Technologien auf die Bedeutung von Auswahlkriterien richtet, sollen hier ausschliesslich die Inhalte des World Wide Web und keine anderen Modi oder Kommunikationsmöglichkeiten berücksichtigt werden. Die Nachrichtenauswahlforschung setzt bei der Informationsauswahl aus einem prinzipiell für viele verfügbaren Angebot an. Sie interessiert sich für die Resultate der Selektion, nicht für den Weg dahin.

Während Journalisten in herkömmlichen Massenmedien aufgrund stark beschränkter Sendezeit in den elektronischen Medien oder aufgrund Platzmangels in den Printmedien unter beträchtlichem Selektionsdruck stehen, unterliegen Informationsanbieter im

World Wide Web kaum solchen Beschränkungen. Das Publikum, dessen Verarbeitungskapazität mit dem erweiterten Angebot keineswegs Schritt gehalten hat, findet sich so mit einer ungeheueren Informationsmenge konfrontiert. Dieser Angebotsumfang ist Segen und Fluch zugleich: Einerseits wird durch niemanden eine Vorauswahl vorgenommen, die möglicherweise nicht den gewünschten Kriterien entspricht; andererseits ist ein erheblicher kognitiver Aufwand nötig, um die ungewollten Informationen heraus zu sortieren. Für das Publikum hat sich der Selektionsdruck mit der Ausweitung des verfügbaren Angebots verstärkt.

Selektion als Relevanzzuweisung

Selektion freilich ist eine Herausforderung, die alle Individuen ständig betrifft. Journalisten wählen aus dem kontinuierlichen Weltgeschehen wenige Ereignisse zur Veröffentlichung aus, Rezipienten herkömmlicher Massenmedien entscheiden, welche dieser Nachrichten sie Aufmerksamkeit zuwenden, und Nutzer des World Wide Web wenden sich nicht allen, sondern nur wenigen der angebotenen Inhalte zu. Jede Wahrnehmung ist auch eine Auswahlentscheidung. Der kontinuierliche Strom von Umweltreizen wird in seiner Komplexität reduziert und damit erst verarbeitbar gemacht. Die Selektion der Reize erfolgt nach Massgabe ihrer Bedeutsamkeit. Die Relevanzzuweisung kann individuell unterschiedlich sein (etwa weil bestimmte Erfahrungen nicht geteilt werden oder Interessen anders ausgeprägt sind) oder aber kollektiv übereinstimmend verlaufen. In grösseren Gemeinwesen dürfte – ganz allgemein gesprochen – dem Bereich der Politik kollektive Relevanz zukommen, da diese qua Herstellung kollektiv verbindlicher Entscheidungen das Zusammenleben regelt.

Die Frage ist nun, ob sich für die "Feinsortierung" politischer Informationen nach ihrem jeweiligen Relevanzgrad ebenfalls weitgehende interindividuelle Übereinstimmung zeigen. Werden also bestimmten Merkmalen des politischen Geschehens kollektiv Relevanz zugewiesen oder weist jedes Individuum ganz unterschiedlichen Aspekten Relevanz zu, ohne dass es hier zu grossen Überschneidungen kommt? Ohne kollektive Relevanzkriterien käme es zu einer Gleichverteilung der Aufmerksamkeit in einer gegebenen Gruppe. Jedes Individuum richtete seine Aufmerksamkeit nach eigenen Kriterien auf bestimmte Reize. In Bezug auf die Angebote der Medien hiesse das, keine zwei Journalisten präsentierten die gleichen Nachrichten. Die Medien spiegelten zwar möglicherweise die Realität in Form eines verkleinerten Abbildes, dieses Abbild entbehrte aber jeder Struktur, da es nirgends zu Aufmerksamkeitskumulationen käme. Zwischen relevanten und bedeutungslosen Informationen könnte nicht unterschieden werden.

Tatsächlich weisen die Inhalte von Massenmedien darauf hin, dass die journalistische Relevanzzuweisung zumindest teilweise übereinstimmend verläuft. Die Inhalte der einzelnen Nachrichtenangebote weichen nur graduell voneinander ab, es scheint weitgehende Einigkeit darüber zu bestehen, was berichtenswert ist, weil es für grosse Teile des potenziellen Publikums bedeutsam ist, und was lediglich bei sehr wenigen Rezipienten Aufmerksamkeit erregen würde. Die sozialwissenschaftliche Perspektive nimmt zunächst die Häufungen oder Verdichtungen von Phänomenen in den Blick und vernachlässigt in einem ersten Zugriff die individuellen Unterschiede, um so Muster der Gesellschaft zu entdecken. Relevanzzuweisungen interessieren in dem Masse, in dem sie ein Muster etablieren. Ein solches Muster entsteht durch die kollektive Relevanzzuweisung bei der Nachrichtenauswahl durch Journalisten.

In Bezug auf die politische Kommunikation konnte in einer Reihe von empirischen Studien gezeigt werden, dass "Nachrichtenfaktoren" wie "Überraschung", "Personalisierung", "geographische und kulturelle Nähe" ein Geschehen publikationswürdig machen. Nachrichtenfaktoren indizieren Relevanz und steuern damit die journalistische Auswahl (z.B. Schulz 1976; Staab 1990). Als besonders wirksame Selektionskriterien haben sich "Reichweite", "Schaden", "Kontroverse", "Einfluss", "Prominenz" und "Nähe" erwiesen. Nachrichtenfaktoren kommt umso mehr Bedeutung zu, je stärker selektiert werden muss. Je weniger Platz zur Verfügung steht, desto höher muss der "Nachrichtenwert" der Nachricht sein, d.h. desto mehr dieser Faktoren müssen zutreffen und desto stärker müssen diese ausgeprägt sein. Je beschränkter der verfügbare Raum, desto deutlicher sind Nachrichten durch Nachrichtenfaktoren geprägt. Überraschende, in der Nähe stattfindende Ereignisse, die für viele Menschen negative Konsequenzen haben und möglicherweise noch Prominente oder andere Elitepersonen betreffen, bestimmen die Nachrichtengebung. Ein Ereignis in weit entfernten Regionen muss schon erhebliches Konfliktpotenzial und grossen Schaden beinhalten, um in den deutschen Medien Aufmerksamkeit zu finden.

Im Netz dürften Nachrichtenfaktoren weitgehend wirkungslos sein. Da hier angesichts fehlender Platzprobleme von den Informationsanbietern keine Auswahl getroffen werden muss, sind auch Selektionskriterien unnötig. Die Informationen dürften demnach nur wenig übereinstimmende Merkmale aufweisen. Politische Informationen im Netz lassen sich nicht auf so charakteristische Merkmale reduzieren wie die Inhalte der konventionellen Massenmedien. Eine entsprechende Verdichtung ist nicht anzunehmen. Eine Ausnahme sind selbstredend die Online-Angebote der konventionellen Massenmedien. Diese folgen trotz fehlender Platzprobleme den klassischen Nachrichtenauswahlkriterien. Nachrichtenauswahl ist aus der Perspektive der herkömmlichen Massenmedien eine journalistische Dienstleistung, die sie ihrem Publikum auch im Netz anbieten. Es werden also – möglicherweise weniger streng – lediglich diejenigen Informationen zur Publikation ausgewählt, die als hinreichend relevant wahrgenommen werden.

Nachrichtenfaktoren als Auswahlkriterien der Rezipienten

Die Nachrichtenfaktoren bestimmen nicht nur die journalistische Selektion, sondern bestätigten sich in der Forschung auch als Auswahlkriterien für das Publikum. Die Nachrichtenfaktoren entsprechen wahrnehmungspsychologischen Mechanismen, die sich zum grossen Teil auf entwicklungsgeschichtlich vorteilhaftes Verhalten bei der Verarbeitung von Umweltreizen zurückführen lassen. So lässt sich etwa der Faktor "Überraschung" als Resultat evolutionsgeschichtlich erworbener Aufmerksamkeitsregeln erklären. Bewegungen vor starrem Hintergrund oder Geräusche in stiller Umgebung werden aufmerksam wahrgenommen. Sie bedeuten eine Abweichung vom Normalzustand und stellen damit eine potenzielle Gefahrenquelle dar. Relevanz muss sich aber nicht notwendig auf das physische Überleben beziehen. Mehr Bezugspunkte zur Lebenswelt in modernen Gesellschaften bietet wohl die mögliche Betroffenheit des Individuums oder der Gesellschaft von weitaus vermittelteren Arten von Status-Quo-Veränderungen (z.B. ein Regierungswechsel, der langfristig zu Einkommensveränderungen führt). Diese Überlegungen betreffen neben dem Faktor "Überraschung" etwa die Faktoren "Reichweite", "Schaden" und "Nutzen" (vgl. entsprechende Erläuterungen zu weiteren Faktoren in Eilders 1997 und Eilders / Wirth 1999).

Die journalistische Nachrichtenauswahl lässt sich aus dieser wahrnehmungspsychologischen Perspektive als Variante allgemein menschlicher Informationsverarbeitung betrachten. Die Relevanzzuweisung durch Rezipienten und Journalisten verläuft demnach weitgehend identisch. Die journalistische Auswahl bedeutet daher für die Rezipienten keine unerwünschte Gängelung und medienspezifische Realitätsverzerrung, sondern in erster Linie eine Vorwegnahme ihrer eigenen Selektion und damit eine erhebliche Komplexitätsreduktion und Orientierung. Bei der Nutzung der politischen Informationen im World Wide Web steht dem Publikum keine journalistische Vorauswahl zur Verfügung. Hier müssen Rezipienten selbst ihre Auswahl treffen. Je umfangreicher das verfügbare Angebot im Verhältnis zur Verarbeitungskapazität des Publikums ausfällt, desto mehr Bedeutung kommt dabei den Nachrichtenfaktoren als Relevanzindikatoren zu. Mit der Ausweitung der politischen Kommunikation durch das Netz ist also keinesfalls ein Bedeutungsverlust von Nachrichtenfaktoren verbunden. Vielmehr erlangen sie als notwendige Selektionshilfen umso mehr Bedeutung.

Individuelle Varianzen bei der Informationsauswahl durch das Publikum

Die kollektive Relevanzzuweisung für Informationen mit hohem Nachrichtenwert soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Informationsauswahl des Publikums grosse Varianzen aufweist. Neben den kollektiven Relevanzzuweisungen kommen abweichende individuelle Rezeptionsmotive und ganz unterschiedliche Interessen zum Tragen. Die Netzkommunikation ermöglicht auf Grund ihres grösseren Informationsumfangs und ihrer Vielfalt an Angeboten eine besonders stark individualisierte Nutzung. Allerdings besteht in Bezug auf die individuellen Differenzen kein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Selektion in der herkömmlichen Medienkommunikation und im Netz. Auch bei der herkömmlichen Medienkommunikation übertrifft das Angebot den Anteil der tatsächlich individuell genutzten Informationen um ein Vielfaches. Selbst die Tageszeitung wird in der Regel nicht vollständig gelesen, sondern stellt ein Angebot dar, aus dem nach individuellem Belieben ausgewählt wird.

Während die einen sich als Parteimitglieder überwiegend für die SPD interessieren, suchen die anderen als Kinderreiche Informationen zur Steuerreform, wieder andere sind im internationalen Finanzmarkt tätig und lesen vorwiegend Auslandsnachrichten. Trotz völlig auseinander gehender Rezeptionsmotive und Interessen häuft sich die Nutzung bei Informationsangeboten mit hohem Nachrichtenwert. Die individuelle Nachrichtenauswahl des Publikums zeigt also im Aggregat einen Überschneidungsbereich, der mit Nachrichtenfaktoren gut charakterisiert ist. Interessant ist, dass keine Personenmerkmale identifiziert werden konnten, die einen systematischen Einfluss auf die Nachrichtenauswahl hatten (vgl. Eilders 1997; Donsbach 1991). Die Selektion scheint sehr viel stärker durch die Nachrichtenmerkmale erklärt werden zu können.

Bislang liegen keine Hinweise vor, dass unter Bedingungen der Netzkommunikation die persönlichen Prädispositionen stärker ins Gewicht fallen und dass die kollektiven Auswahlkriterien im Netz an Wirksamkeit verlieren würden. Plausibler erscheint mir die Annahme eines erhöhten Orientierungsbedürfnisses angesichts der verfügbaren Informationsflut. Wenn der klassische politische Journalismus nicht für eine Vorselektion des Informationsangebots sorgt, wird das Publikum nach Wegen suchen, selbst die Komplexität des Angebots möglichst unaufwendig zu reduzieren. Nachrichtenfaktoren bieten sich als Selektionshilfen an, da sie nicht nur wahrnehmungspsychologische Mechanismen betreffen, sondern zudem eine vertraute Auswahlhilfe darstellen, die in der

Mediensozialisation über lange Zeit "gelernt" wurde und damit in das Allgemeinwissen als "Nachrichtenrahmen" eingeschrieben ist.

Die grosse Beliebtheit herkömmlicher Medien im Netz bestätigt die Übereinstimmung des Publikums mit den Selektionskriterien der Medien und erklärt sich gerade aus dem Bedürfnis nach journalistischer Vorselektion. Das dabei gezeigte Vertrauen in die journalistische Vorauswahl ist beträchtlich, aber insofern berechtigt, als es sich hier um Informationen handelt, die nach journalistischen Standesregeln ausgewählt worden sind. Die zahlreichen Informationsangebote jenseits dieser Online-Angebote konventioneller Medien liegen hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit in Bezug auf Richtigkeit und Aktualität weit abgeschlagen. Während institutionelle Informationsanbieter aus der Medienbranche um das Ansehen ihrer Organisation besorgt sind, haben von den vielen weitgehend unbekanntem Einzelakteuren (etwa Augenzeugen) bei Fehlinformationen nicht einmal eine Reputation zu verlieren.

Kollektive Nachrichtenauswahl und politische Öffentlichkeit

Die grösste Sorge in Bezug auf die individualisierte politische Kommunikation im Netz betrifft die Möglichkeit zunehmender gesellschaftlicher Fragmentierung. Die Netzkommunikation hat zwar viele Hoffnungen in Bezug auf einen besseren Austausch zwischen Regierenden und Regierten geweckt, aber auch Befürchtungen hinsichtlich eines Rückgangs des Austauschs zwischen den Bürgern genährt. Das Argument ist seit der Ausweitung der Rundfunkprogramme bekannt (vgl. zur Integration und Fragmentierung z.B. Jarren et al. 2000; Imhof et al. 2002): Mangels gemeinsamer Bezüge durch hochgradig individualisierte Nutzung findet keine Auseinandersetzung über wichtige Probleme mehr statt. Die Angebotsausweitung im World Wide Web befördert die Sorge um die politische Öffentlichkeit.

Wenn umfassende Teilhabe und Deliberation nicht mehr möglich sind, sind die demokratiethoretisch zentralen Öffentlichkeitsfunktionen Transparenz, Validierung und Kontrolle (Neidhardt 1994) nicht erfüllt. Demokratie im eigentlichen Sinne findet nicht statt. Fehlende öffentliche Kommunikation über Politik macht darüber hinaus politisches Handeln tendenziell unwahrscheinlich. Die politische Öffentlichkeit soll qua Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Interessen Verdichtungen von Themen und Meinungen erzeugen, um so dringende Probleme mit grosser Reichweite zu identifizieren und effektiv zur Bearbeitung an das politische System zu adressieren. Wenn die Mediennutzung keine gemeinsamen Bezüge generiert und alle über verschiedene Themen sprechen, entsteht zwar viel "Geräusch", eine vernehmbare Stimme mit einer Handlungsaufforderung entwickelt sich dabei jedoch nicht.

Dr. Christiane Eilders ist wissenschaftliche Referentin am Hans-Bredow-Institut für Medienforschung in Hamburg und beschäftigt sich dort mit politischer Kommunikation. Ihre Schwerpunkte liegen auf der Öffentlichkeitstheorie und der Funktion der Meinungsbildung sowie auf der Nachrichtenauswahl.

Der Text befindet sich im Internet unter:

http://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d22_EildersChristiane.html

Literatur:

Donsbach, Wolfgang (1991): Medienwirkungen trotz Selektion. Einflussfaktoren auf die Zuwendung zu Zeitungsinhalten. Köln et al.

Eilders, Christiane (1997): Nachrichtenfaktoren und Rezeption. Eine empirische Analyse zur Auswahl und Verarbeitung politischer Information. Opladen.

Eilders, Christiane / Wirth, Werner (1999): Die Nachrichtenwertforschung auf dem Weg zum Publikum: Eine experimentelle Überprüfung des Einflusses von Nachrichtenfaktoren bei der Rezeption. In: Publizistik 44, H. 1/1999, S. 35–57.

Imhof, Kurt / Jarren, Otfried / Blum, Roger (Hrsg.) (2002): Integration und Medien. Wiesbaden.

Jarren, Otfried / Imhof, Kurt / Blum, Roger (Hrsg.) (2000): Zerfall der Öffentlichkeit? Wiesbaden.

Neidhardt, Friedhelm (1994): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. In: Ders. (Hrsg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 34). Opladen, S. 7–41.

Schulz, Winfried (1976): Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Freiburg, München.

Staab, Joachim Friedrich (1990): Nachrichtenwerttheorie. Formale Struktur und empirischer Gehalt. Freiburg, München.

Was haben Suchmaschinen mit Massenmedien zu tun?

Medienstrukturen, Publikumsverhalten und Informationsfreiheit

Wolfgang Schweiger

Suchmaschinen haben ihre Möglichkeiten und Grenzen. Mit Sicherheit aber beeinflussen sie die Informationssuche im Internet: Zwar handelt es sich um automatisierte Vorgänge, die Suchergebnisse sind aber nicht neutral. Zunehmend kommen auch wirtschaftliche Interessen ins Spiel. Die neuen Gatekeeper werden daher für die Medienangebote im Internet wie auch für die Informationsfreiheit der Bürger nicht ohne Folgen bleiben.

Medien prägen den Umgang, den Menschen mit ihnen pflegen. Diese Erkenntnis packte Marshall McLuhan (1968) in den berühmten Satz "the medium is the message": Die technischen und ästhetischen Eigenschaften eines Mediums bestimmen nicht nur die Darstellung einer Aussage innerhalb des Mediums, sondern auch das Auswahl- und Nutzungsverhalten von Rezipienten und schliesslich deren Interpretation einer Aussage. Die Kommunikationswissenschaft hat in der Vergangenheit eine Reihe medienpezifischer Darstellungs- und Rezeptionseffekte analysiert. Dabei wurde z.B. dem Fernsehen vorgeworfen, ein "unseeing eye" zu sein, das Zuschauern das falsche Gefühl gibt, über gesellschaftliche Probleme informiert zu sein, letztlich aber nur bunte Bilder und leere Parolen zeigt (Patterson/McClure 1976). In dieselbe Kerbe schlug Postman (1988) in seinem Bestseller "Wir amüsieren uns zu Tode".

Sonderfall Internet

Während sich also das Fernsehen und andere Medien immer wieder Vorwürfen ausgesetzt sehen, sie kämen ihrer gesellschaftlich und demokratietheoretisch begründeten Informationsfunktion nicht in ausreichendem Masse nach, gilt das Internet bis zum heutigen Tag als Wundermedium. Die Bevölkerung eines Staates müsse nur möglichst flächendeckend und umfassend das Internet nutzen, und der Staat könne im internationalen Wissens- und Fortschrittswettbewerb bestehen, so die bisweilen explizit ausgesprochene, meist aber implizit unterstellte Annahme (vgl. Schweiger 2004: 90).

Doch das Internet ist nicht nur ein Segen für die Menschheit. Die Flut verfügbarer Informationen und die daraus resultierende Informationsüberlastung kann auch als Fluch gesehen werden. Hatte die Herausforderung früher noch darin bestanden, verfügbare Informationen zu einem bestimmten Themengebiet zu finden, so besteht sie heute darin, relevante von irrelevanten Informationen zu scheiden. Der Mediennutzer ist teilweise zum "strategischen Medienvermeider" geworden (vgl. Brosius 1998).

Doch was ist das Internet? Es ist natürlich kein einheitliches Medium wie Fernsehen, Radio oder Tageszeitung (vgl. z.B. Rössler 1998). Entsprechend schwierig und letztlich unsinnig sind Aussagen über "das Internet". Aber was ist es dann? Es wäre zu kurz gegriffen, das Internet – genauer: das Web – als technische Plattform von einander völlig unabhängiger Massenmedien (z.B. Onlinezeitung, Kleinanzeigenmarkt), E-Shops (z.B. Reisebüro, Buchladen, Plattenladen) und sonstiger Dienste (z.B. wissenschaftliche Datenbanken) zu begreifen.

Erstens lassen sich alle digital verfügbaren Online-Angebote via Hyperlink so eng miteinander verknüpfen, dass Nutzer in vielen Fällen gar keine Angebots- und Medien-grenzen bemerken. Ein wenn auch medienrechtlich problematisches Beispiel: Mittlerweile ist es bei Web-Nachrichten gang und gäbe, von einem Beitrag über ein neues Produkt direkt und unmerklich auf einen entsprechenden E-Shop zu verlinken.

Zweitens erschliessen Suchmaschinen das Web als Ganzes, indem man mit ihnen das gesamte Web nach Informationen absuchen kann. Deshalb gelten sie allgemein als eine Art Rettung aus der Informationsüberlastung. Tatsächlich verwenden 91 Prozent der Internetnutzer zumindest gelegentlich eine Suchmaschine – und das an durchschnittlich 2,4 Tagen pro Woche (vgl. Schweiger 2003: 135; 143). Suchmaschinen gehören also für die meisten zum regelmässigen "Internetmenü". Dabei haben die Suchhilfen eine Reihe von Stärken und Schwächen, die den Umgang mit dem Internet beeinflussen.

Stärken der Suchmaschinen

Suchmaschinen bieten Nutzern erstens ein einfaches, aber extrem mächtiges Eingabeinstrument. Man gibt einen oder mehrere Suchbegriffe in das Suchfeld ein, und klickt die Go-Taste. Zwar enthalten viele Suchmaschinen eine "erweiterte Suche" oder "Profisuche", doch machen nur 14 Prozent der Nutzer öfter davon Gebrauch (ebd. 168).

Zweitens werden die Suchergebnisse innerhalb von wenigen Sekunden geliefert. Das erlaubt es den Nutzern, Suchanfragen beliebig anzupassen und zu wiederholen. Denken wir zurück an frühere Formen der Datenbankrecherche: Nachdem man eine Suche in Auftrag gegeben hatte, wartete man bisweilen einige Minuten bis Tage auf die Resultate. Entsprechend gründlich überlegte man sich jeden Suchauftrag. Die Geschwindigkeit heutiger Produkte hingegen ermöglicht eine spontane und kaum überlegte Suche.

Schwächen der Suchmaschinen

Erstens: Suchmaschinen suchen das gesamte Internet ohne jegliche Unterscheidung von Angebotstypen ab. Ob sich ein Treffer auf einer journalistisch hochwertigen Nachrichten-Website befindet, auf dem Server einer Universität oder auf einer privaten Homepage, spielt keine Rolle. Es bleibt somit Nutzern selbst überlassen, welchen Quellen sie glauben und welchen nicht.

Die Ergebnislisten umfassen zweitens – je nach Suchbegriff – oft Tausende von Treffern. Sie sind meist viel zu lang, als dass man alle Treffer durchsehen könnte. Entsprechend wichtig ist eine sinnvolle Präsentation und Sortierung. Während die meisten Suchmaschinen jedoch auf die Vollständigkeit der Ergebnisse optimiert sind, liegt hier ein absoluter Schwachpunkt. Zwar versuchen Betreiber, die Treffer nach ihrer Qualität und Relevanz zu sortieren: Je höher die Bedeutung eines Begriffes auf einer gefundenen Webseite ist – erkennbar etwa an seinem Vorkommen in der Überschrift – und je öfter er dort auftaucht, desto weiter oben wird der Treffer einsortiert. Es kommen auch kreativere Lösungen zum Einsatz: Googles "PageRank"-Verfahren etwa listet Treffer umso weiter oben auf, je mehr andere Websites per Link auf die entsprechende Seite verweisen. Damit, so die Annahme, werden besonders einschlägige Angebote hervorgehoben. Alle diese Bemühungen ändern nichts daran, dass die tatsächlich gesuchte Seite oft so weit unten steht, dass ein durchschnittlicher Nutzer sie niemals finden wird. Denn: bei 88 Prozent aller Suchanfragen klicken Nutzer einen der ersten zehn Links auf der Trefferseite an (vgl. Wirth 2003: 267).

Drittens gelingt es oft genug fragwürdigen Anbietern, Trefferlisten mit themenfremden Spam-Seiten zu besetzen. Suchmaschinenbetreiber versuchen gegen solche Einflussnahmen vorzugehen und filtern teilweise sogar von Hand fragwürdige und problematische Treffer aus ihren Datenbanken heraus. Dabei hat sich über die Jahre ein Katz- und-Maus-Spiel zwischen Suchmaschinenbetreibern und Spam-Urhebern entwickelt, dessen Ausgang offen ist.

Die Konsequenzen für Nutzer liegen auf der Hand: Das eingangs geschilderte Problem der Informationsüberlastung wird durch Suchmaschinen nicht etwa gelöst, sondern bestenfalls gebündelt: War es früher fast unmöglich, im unüberschaubaren Kosmos Internet mit seinen unterschiedlichsten Angeboten etwas zu finden, so zeigen Suchmaschinen heute zwar alles innerhalb einer Liste an. Doch ist die Liste meist so lang und unübersichtlich, dass man wieder grosse Schwierigkeiten hat, etwas zu finden.

Uses and Gratifications

Doch warum nutzen Menschen überhaupt informationsorientierte Medien? Nach Atkin (1973) gibt es dafür zwei wesentliche Motive: Sie verwenden Medien einerseits, um einen konkreten Nutzen daraus zu ziehen, der über die eigentliche Medienzuewendung hinausgeht, sog. "uses". Das zweite Motiv ist die Befriedigung allgemeiner emotionaler und kognitiver Bedürfnisse während der Rezeption, sog. "gratifications". Der weitaus grösste Anteil der Nutzung von Massenmedien wie Fernsehen, Radio und Presse dient diesen allgemeinen Bedürfnissen: Man sieht TV-Nachrichten meist, um das Gefühl zu haben, informiert zu sein, eher selten, um konkrete Informationen zu erhalten. Auch ein Politmagazin schalten die wenigsten ein, um eine bestimmte Frage beantwortet zu bekommen; vielmehr wollen sie "auf dem Laufenden" sein. Konkreter Nutzen als Motiv liegt hingegen dann vor, wenn man den Wetterbericht ansieht, um zu entscheiden, ob eine geplante Wanderung stattfinden kann, oder wenn man im Bahnfahrplan die nächste Zugverbindung sucht.

Gerichtete und ungerichtete Suche

Generell sind drei Suchtypen zu unterscheiden (vgl. Schweiger 2001: 57-64): erstens die gerichtete Suche nach Fakten, wobei die relevanten Suchbegriffe im Vorhinein bekannt sind (z.B. "Wie lautet die Adresse von Kino XYZ?"); zweitens die gerichtete Suche nach Fakten, ohne die einschlägigen Begriffe zu kennen (z.B. "In welchem Kino läuft heute ein schöner Film?"); drittens die ungerichtete Suche nach Überblickswissen bzw. Orientierung in einem Themenbereich (z.B. "Wie funktioniert die staatliche Medienaufsicht?", "Welche Onlinezeitungen gibt es?") oder innerhalb eines Medienangebots (z.B. "Was gibt es alles auf der Website XYZ?").

Bei der gerichteten Suche ist das Suchziel bekannt. Man findet das Gesuchte oder man findet es nicht. Bei der ungerichteten Suche hingegen lässt sich der Erfolg einer Recherche weniger eindeutig beurteilen. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit man einen Überblick bekommen hat? Hier spielt die emotional geprägte, subjektive Zufriedenheit der Nutzer eine zentrale Rolle.

Während man bei einer gerichteten Suche mit bekannten Begriffen grosse Chancen hat, mit einer Suchmaschine ans Ziel zu gelangen, sich aber ohne das Wissen um relevante Begriffe schon weniger leicht tut, gestaltet sich die Suche nach Überblickswissen oft

schwierig. Der Versuch, sich mit Hilfe von Suchmaschinen in einem Bereich zu orientieren, ist oft aussichtslos. Für diese Fälle bieten die meisten Betreiber als Alternative hierarchisch organisierte Webverzeichnisse oder Kataloge an, durch die man sich durchklicken kann. Doch diese werden genau so selten genutzt wie die erweiterte Suche (vgl. Schweiger 2003: 171). Der Grund für die Beschränkung der meisten Nutzer auf die einfache Suchfeldeingabe ist neben mangelnder Kompetenz in erster Linie in der menschlichen Bequemlichkeit zu suchen. Der Mensch als "homo oeconomicus" (vgl. Jäckel 1992) meidet auch bei der Mediennutzung unnötige Anstrengungen und sucht meist den einfachsten und direkten Weg zu einem Ziel. Zu dieser Interpretation passt ein weiterer Befund: Gerade einmal die Hälfte aller Onliner verwendet mehr als eine einzige Suchmaschine, und diese heisst gegenwärtig bei einem Marktanteil von 76 Prozent meist Google (vgl. Schweiger 2003: 160).

Medienbindung online und offline

Was sind nun die möglichen Konsequenzen der bisher skizzierten Eigenschaften von Nutzern, Massenmedien, Web und Suchmaschinen? Bei den traditionellen Massenmedien, die – im Gegensatz zu den Suchmaschinen – meist zur Bedürfnisbefriedigung eingesetzt werden, dominiert eine gewohnheitsmässige Nutzung (vgl. Rubin 1984). Menschen verfügen über ein relativ festes Repertoire an Medienangeboten, die sie regelmässig nutzen. Beim Fernsehen ist hierbei vom "Kanalrepertoire" die Rede, bei Printmedien von der "Leser-Blatt-Bindung". Ob man ein bestimmtes Angebot in sein persönliches Medienrepertoire aufnimmt oder wieder daraus entfernt, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Entscheidend sind die journalistische Glaubwürdigkeit des Angebots, das subjektive Gefallen, Sympathie für den Anchor-Man bzw. die Anchor-Woman, ob Freunde und Bekannte das Angebot ebenfalls nutzen, ob man sich darüber unterhält, usw. Auf jeden Fall bildet sich das Medienrepertoire in einem längerfristigen Prozess.

Eine langfristige Medienbindung kann man auch beobachten, wenn es um das Motiv des Nutzens bei traditionellen Medien geht: Wer eine Telefonnummer sucht, greift meist zum Telefonbuch. Wer eine Autowerkstatt in seiner Gegend benötigt, greift zum Branchenbuch. Wer den aktuellen Wetterbericht braucht, schaltet zu den Radio- oder Fernsehnachrichten ein. Wer sich in ein Themengebiet einlesen will, kauft sich ein Sachbuch. So hat jedes Medium eine oder mehrere spezifische Funktionen. Wenn man so will, ist dies ein Bestandteil der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung. Die Präferenzen mögen zwar von Person zu Person variieren – manche rufen beim Wetterdienst an, anstatt Nachrichten zu hören –, sie sind aber beim Einzelnen relativ überdauernd.

Nun kommt das Web hinzu: Mittlerweile kann man sicherlich auch dort in einigen Bereichen von einer Nutzer-Website-Bindung sprechen. Gerade Nachrichten- und Special-Interest-Angebote werden von vielen gewohnheitsmässig zur Bedürfnisbefriedigung genutzt. In diesem Feld spielen Suchmaschinen kaum eine Rolle. Man ruft sie selten auf, um sich allgemein zu informieren oder gar zu unterhalten, schliesslich sind sie hierfür kaum geeignet. Eine kuriose Ausnahme ist der jüngste Trend "Zoogeln": Dabei gibt man eine beliebige Unsinnsszeichenfolge in Google ein und lässt sich von unerwarteten Treffern überraschen. Das neuzeitliche Gesellschaftsheiligtum "Information" wird hier zur Trash-Unterhaltung degradiert und ironisch verspottet. Trotzdem liegt natürlich die Stärke von Suchmaschinen in der gerichteten Suche nach nützlichen Inhalten (Motiv Nutzen). Wer also eine Autowerkstatt oder eine geschäftliche Telefonnummer sucht, verwendet dazu heute ein und dasselbe Werkzeug: eine Suchmaschine.

Google als Gatekeeper

Die bisherige mediale Differenzierung löst sich also im Internet auf. Auf welcher Website man Informationen findet, spielt keine Rolle, solange es die gesuchten sind. Damit verlieren auch die bisherigen Faktoren für eine langfristige Bindung an Medienangebote zumindest bei der nutzenorientierten Suche im Internet an Bedeutung – mit einer Ausnahme: der Suchmaschine selbst. Sie entwickelt sich aus der Sicht des Nutzers zur Kommandozentrale seiner Onlinerecherchen und hat damit ausserordentliche Bedeutung. Nicht die gefundenen Websites müssen glaubwürdig, professionell, sympathisch usw. sein, sondern die Suchmaschine, denn sie bestimmt darüber, was man im Web an Neuem zu sehen bekommt und was nicht.

Tatsächlich schätzen Google-Nutzer an ihrer Suchmaschine nicht nur die Suchleistung – auch diese bewerten sie als marktführend –, sondern ebenfalls das Image als neutrales, nicht-kommerzielles Suchwerkzeug. In einer Gruppendiskussion zum Thema formulierte es ein Teilnehmer so: "Google ist für mich wirklich ein Dienstleister, also die wollen das finden, was ich suchen will, und da habe ich auch das ehrliche Gefühl, darum geht es wirklich" (Schweiger 2003: 187). Ob das Image der Marke Google den Börsengang des Unternehmens im August 2004 unbeschadet übersteht, bleibt abzuwarten.

Wenn es um die gerichtete Suche nach Informationen und nach neuen Informationsquellen im Internet geht, hat Google derzeit eine marktbeherrschende Stellung. Websites, die der "Gatekeeper" Google nicht anzeigt, werden vom Publikum kaum wahrgenommen. Diese Dominanz ist so lange medienrechtlich unbedenklich, so lange es keine bewusste Einflussnahme auf die Auswahl und Sortierung von Suchtreffern durch Google selbst und durch Dritte gibt. Doch derartige Einflussnahmen sind – bei allen Anbietern – an der Tagesordnung.

Suchergebnisse sind nicht neutral

Suchmaschinen finanzieren sich weitgehend über Werbung, zumal Nutzer derzeit kaum Zahlungsbereitschaft zeigen. In einer Anbieterbefragung von Neuberger (2003: 90) gaben immerhin 40 Prozent von 60 Suchmaschinenbetreibern zu, sich u.a. "Plätze in Trefferlisten mit garantiertem Rangplatz" bezahlen zu lassen. Eine bezahlte "besondere Gestaltung der Treffer" boten 35 Prozent an. Die Dunkelziffer ist mit Sicherheit weit höher. Dass es auch auf Seiten der Website-Anbieter rege Aktivitäten gibt, möglichst weit oben gelistet zu werden, lässt sich am florierenden Markt der so genannten Suchmaschinenoptimierer ablesen. Diese beraten Webanbieter und versuchen, deren Websites mit allen technischen Tricks und Kniffen möglichst prominent in Trefferlisten zu platzieren. Angesichts der Dominanz von Google verwundert es nicht, dass sich die meiste "Optimierungsenergie" zur Zeit auf den Marktführer konzentriert.

Konsequenz: Weder Google noch irgendeine andere Suchmaschine liefert völlig neutrale Ergebnisse. Fatalerweise sind sich Nutzer derartiger Verzerrungen und der daraus resultierenden, versteckten Einschränkung ihrer Informationsfreiheit nicht bewusst (vgl. Schweiger 2003: 188–193). Bei klassischen Massenmedien wird jede Form von Informations- und Meinungsmonopol sehr viel ernster genommen – nicht nur vom Publikum, sondern auch von staatlicher Seite. Suchmaschinen hingegen gelten als interessenlose Informationsdienstleister ohne journalistische Relevanz.

Konzentration der Suchmaschinen

Es kommt erschwerend hinzu, dass der Suchmaschinenmarkt mittlerweile eng verflochten ist. Kooperationen sind an der Tagesordnung – nicht nur zwischen Suchmaschinenbetreibern, sondern auch mit anderen Medien- oder IT-Unternehmen. Augenscheinlich eigenständige Suchmaschinenmarken beziehen ihre Suchtreffer von wenigen technischen Anbietern, darunter wiederum Google. Wer beispielsweise mit Yahoo sucht, bekommt teilweise Google-Treffer angezeigt – wohlgemerkt ohne Hinweis darauf. Wir wollen das Bild nicht düsterer malen, als es ist: Tatsächlich gibt es bis jetzt keinerlei Hinweise auf politische oder andere meinungsrelevante Manipulationen bei Suchmaschinen. Bislang dominieren finanzielle Interessen.

Dennoch lässt sich leicht ein unerfreuliches Szenario aus diesen Befunden konstruieren: Die gesellschaftliche Bedeutung des Internets wächst mit dem wachsenden Anteil von Internetnutzern. Derzeit sind ca. 67 Prozent aller Schweizer online (vgl. WEMF 2004). In absehbarer Zeit wird nur noch eine kleine, unterprivilegierte Minderheit offline sein. Offline-Werkzeuge für die Informationsrecherche (z.B. Telefonbücher, gedruckte Kataloge, aber auch der TV-Wetterbericht) verlieren an Bedeutung. Suchmaschinen übernehmen ihre Rolle. Im Gegensatz zur bisherigen Offline-Suche mit unterschiedlichsten spezialisierten Mitteln, die kaum Monopolcharakter haben, dominiert ein einziger Suchmaschinenanbieter alle Recherchefelder. Neue Medienangebote sind auf diese Suchmaschine als Aufmerksamkeitsgenerator angewiesen. Sie müssen über ausreichende Werbebudgets verfügen, um dort überhaupt angezeigt zu werden. Befinden sie sich darüber hinaus in einer Konkurrenzsituation mit der Suchmaschine, kann diese ihnen vollends "den Saft abdrehen" und sie zur medialen Nichtexistenz verdammen.

Glücklicherweise wird es weiterhin auch andere mediale Möglichkeiten geben, Medienprodukte bekannt zu machen, so dass ein Monopol im Suchmaschinensektor durch andere Medienbereiche kompensiert werden kann. Eines jedoch zeigen die Überlegungen: Die Medienpolitik ist gut beraten, Meinungspluralismus und Informationsfreiheit medienübergreifend zu kontrollieren und zu sichern. Dabei dürfen Suchmaschinen als ein eminent wichtiger Akteur keinesfalls übersehen werden.

Dr. Wolfgang Schweiger ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung an der Universität München.

Der Text befindet sich im Internet unter:
http://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d22_SchweigerWolfgang.html

Literatur:

Atkin, Charles (1973): Instrumental Utilities and Information Seeking. In: Clarke, Peter (Ed.). *New Models for Mass Communication Research*. Beverly Hills, S. 205–242.

Brosius, Hans-Bernd (1998): Informationsrezeption – gestern, heute, morgen. In: Klingler, Walter / Roters, Gunnar / Gerhards, Maria (Hrsg.): *Medienrezeption seit 1945. Forschungsbilanz und Forschungsperspektiven*. Baden-Baden, S. 223–235.

Jäckel, Michael (1992): Mediennutzung als Niedrigkostensituation. Anmerkungen zum Nutzen- und Belohnungsansatz. In: *Medienpsychologie*, H. 4, S. 246–266.

McLuhan, Marshall (1968): *Die magischen Kanäle*. Düsseldorf, Wien. (Zuerst 1964: *Understanding Media*. New York).

Neuberger, Christoph (2003): Marktanalyse, inhaltsanalytischer Leistungsvergleich, Problemanalyse und Optimierungsverfahren. In: Machill, Marcel / Welp, Carsten (Hrsg.): *Wegweiser im Netz. Qualität und Nutzung von Suchmaschinen*. Gütersloh, S. 64–132 und 348–376.

Patterson, Thomas E. / McClure, Robert D. (1976): *The Unseeing Eye. The Myth of Television Power in National Elections*. New York.

Postman, Neil (1988): *Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*. Frankfurt am Main. (Zuerst 1985: *Amusing ourselves to death. Public Discourse in the Age of Show Business*. New York).

Rössler, Patrick (1998): Wirkungsmodelle: die digitale Herausforderung. In: Rössler, Patrick (Hrsg.): *Online-Kommunikation. Beiträge zu Nutzung und Wirkung*. Opladen, S. 17–46.

Rubin, Alan M. (1984): Ritualized and Instrumental Television Viewing (= *Journal of Communication*, Bd. 34). S. 67–77.

Schweiger, Wolfgang (2001): *Hypermedien im Internet. Nutzung und ausgewählte Effekte der Linkgestaltung* (= Reihe *InternetResearch*, Bd. 3). München.

Schweiger, Wolfgang (2003): Suchmaschinen aus Nutzersicht. In: Machill, Marcel / Welp, Carsten (Hrsg.): *Wegweiser im Netz. Qualität und Nutzung von Suchmaschinen*. Gütersloh, S. 133–208 und 376–389.

Schweiger, Wolfgang (2004): *Mythen der Internetnutzung – Ursachen und Folgen*. In: Hasebrink, Uwe / Mikos, Lothar / Prommer, Elisabeth (Hrsg.): *Mediennutzung in konvergierenden Medienumgebungen* (= Reihe *Rezeptionsforschung*, Bd. 1). München, S. 89–113.

WEMF (2004): MA NET Studie 2004, 2. Welle: <http://www.wemf.ch/d/studien/manet.shtml>

Wirth, Werner (2003). Selektion und Navigation mit Suchmaschinen. In Machill, Marcel / Welp, Carsten (Hrsg.): *Wegweiser im Netz. Qualität und Nutzung von Suchmaschinen*. Gütersloh, S. 209–347 und 389–436.

Information wird zu Wissen

Wissensmanagement und die "human factors"

Sibylle Schneider

Unsere Informationsgesellschaft bietet Informationen im Überfluss. Doch erst der Mensch macht Informationen zu Wissen. Erfolgreiches Wissensmanagement erfordert daher eine Perspektive, die den Menschen zum Ausgangs- und Mittelpunkt nimmt. Demgegenüber müssen Technik und Organisation als unterstützende Faktoren gelten. Die Praxis zeigt jedoch, dass die "human factors" im Wissensmanagement oft ungenügend berücksichtigt werden.

Wissensmanagement ist als kreativer Prozess untrennbar mit den Erfahrungen und Ressourcen des Einzelnen verbunden. In den meisten Publikationen zu Wissensmanagement werden die so genannten "human factors" aber oft nur am Rande erwähnt. Diese Diskrepanz zwischen Praxis und Theorie und die damit verbundene Unsicherheit bei der Einführung und Umsetzung von Wissensmanagement scheinen mir die Folgen zweier Defizite zu sein: erstens mangelnde Wissenstransparenz und zweitens ein einseitiger technologischer Ansatz.

Ich möchte im Folgenden einen Einblick geben in den Workshop "Wissensmanagement für Praktiker", den ich gemeinsam mit Marco C. Bettoni am Hyperwerk* durchgeführt habe, sowie einige zukunftsweisende Beispiele vorstellen, wie Wissensmanagement modellbildend wirken kann für die Internet-Plattformen von Non-Profit-Organisation.

Die DNA des Wissensmanagements

Die Frage nach dem Kern des Wissensmanagements verstehen wir als die Suche nach dem, was die verschiedenen Ansätze, die bisher entwickelt wurden, wesentlich bestimmt. Diese Frage scheint dringlich, da sie in den letzten fünfzehn Jahren seit der Entstehung dieser Disziplin kaum gestellt wurde, mit wenigen Ausnahmen (vgl. Nonaka 1995; von Krogh 1995). Was also ist die "DNA des Wissensmanagements"?

In den meisten Unternehmen, Institutionen und Organisationen ist viel Wissen vorhanden, doch das Management ist sich dieses Wissens oft zu wenig bewusst. So haben Umfragen in den letzten Jahren gezeigt, dass Unternehmen mehrheitlich "nicht wissen, was sie wissen" und deshalb einen grossen Anteil des ihnen potenziell zur Verfügung stehenden Wissens nicht nutzen. Die Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen liegt daher oft tiefer, als wenn dieses brachliegende Wissenspotenzial ausgeschöpft würde, und zwar um durchschnittlich 30% (gem. Fraunhofer Studie 1999). Wie also lässt sich das Wissen effektiver und effizienter nutzen? Ziel des Wissensmanagements ist es, das Know-how der einzelnen Mitarbeiter für die anderen verfügbar zu machen und dafür zu sorgen, dass es für den Unternehmenserfolg genutzt wird. Die Aufgabe des Wissensmanagements besteht darin, den Umgang mit Wissen so zu organisieren, dass dieses Ziel auch erreicht wird. Doch: Immer wieder wird von Problemen bei der Implementierung von Wissensmanagement-Systemen berichtet oder ein Mangel an praktischen Lösungen und Methoden beklagt. Der wohl naheliegendste Grund ist, dass die "human factors" meistens ungenügend berücksichtigt werden.

Die Ursache dieser Probleme verorten wir im gängigen aber unzureichenden Verständnis von Wissen und von den Beziehungen zwischen Mensch, Wissen und realer Welt. Um also vorhandenes Wissen besser nutzen zu können, müssen wir zuerst unsere Vorstellung davon kritisch hinterfragen und mit einem Verständnis ersetzen, das die "human factors" angemessen würdigt.

Das brachliegende Wissenspotenzial

Wie offenbart sich, wenn "human factors" im Wissensmanagement vernachlässigt werden? Offensichtliche Probleme gibt es, wenn Schlüsselpersonen die Firma verlassen, die Kernkompetenzen auf sich vereint haben, und dieses Wissen mit ihnen verloren geht. Weniger offensichtlich, aber genauso problematisch ist:

- Wissen, das extern eingeholt und intern nicht oder ungenügend weitergegeben wird,
- Wissen, das intern entwickelt wird und für mehrere Mitarbeiter nützlich wäre, aber nur vom Entwickler selbst genutzt wird,
- Wissen, das stark verzettelt ist,
- Wissen, das in Projektgruppen erarbeitet wird, bei ähnlichen Projekten aber nicht mehr zur Verfügung steht,
- Wissen, das nur mangelhaft an Nachfolger weitergegeben wird.

Relevanz des praktischen Wissens

Das Wissen über Produkte, Verfahren, Kunden, Märkte und Wettbewerber ist oft in verschiedenen Abteilungen eines Unternehmens verstreut und findet zudem Ausdruck in verschiedenen Kommunikationsformen wie in Protokollen, Datenbanken, Webseiten, etc. Dabei ist weniger der Niederschlag als das praktische Wissen über diese Informationen entscheidend, und dieses befindet sich in den Köpfen der Mitarbeiter. Mit praktischem Wissen meinen wir Erfahrungswissen, das sich jeder Mitarbeiter bei der Bewältigung einer Aufgabe aneignet, indem er fortlaufend die Fragen stellt: Wie mache ich etwas (Know-how) und warum (Know-why)?

Die stetige Beschleunigung der Arbeitswelt und die wachsenden Qualitätsansprüche machen das praktische Wissen mehr und mehr zum entscheidenden Erfolgsfaktor: Denn Technik und Organisation können nicht so schnell auf ständig wechselnde Anforderungen umgestellt werden. Der Mensch hingegen hat die Fähigkeit, sich auf flexible Weise immer wieder neuen Situationen anzupassen – und entwickelt dabei ständig neues Erfahrungswissen.

Mit Erfahrungswissen umzugehen, ist aber nicht immer so einfach: Weder der Wissens-träger selbst noch andere Mitarbeiter haben immer Zugang zu diesem Wissen, und auch die Organisation ist sich oft nicht bewusst, dass sie potenziell über dieses Erfahrungswissen verfügt. Darauf bezog sich Jeremy Junkins, ein ehemaliger CEO von Texas Instruments, mit seiner viel zitierten Wendung: "If we only knew what we know!"

Funktion des Wissens

Wissen hat nicht einen Wert an sich, sondern aufgrund seiner Funktion. Dies ist vergleichbar mit Werkzeugen: Ein Schraubenzieher ist nutzlos für die Zahnhygiene, und auch mit der härtesten Zahnbürste lassen sich keine Schrauben drehen. Worin also besteht die Funktion des Wissens?

Wissen kann immer dann nutzbar gemacht werden, wenn es für die Lösung von Aufgaben adäquat angewendet wird. Die Funktion des Wissens liegt also in der Anpassung an die gestellten Anforderungen. Der Kernmechanismus der Anpassung besteht aber nicht in der "Abbildung" der Umgebung, sondern in der "Konstruktion" einer konsistenten und kohärenten Erfahrung.

Wissen wird u.a. durch Absichten, Interessen, Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen der Wissensträger bestimmt. Diese Faktoren sind individuell und bewirken, dass auch das Wissen jedes einzelnen Menschen eine individuelle Ausprägung erfährt. Diese unterschiedlichen Lebenswelten können zu Einsamkeit führen oder die Grundlage einer ständigen Bereicherung bilden: Denn wenn Menschen sich der Umwelt unterschiedlich anpassen, werden auch ihre Wahrnehmungen, Lösungswege und Schlussfolgerungen zwangsläufig verschieden sein. Mitarbeiter und Manager sollten um diese Vielfalt froh sein, denn Probleme erfordern zur optimalen Bewältigung die Integration mehrerer Lösungsansätze.

Mechanismus des Wissens

Allgemein gebräuchlich ist der Begriff "Konstruktion" im Zusammenhang mit Maschinenbau oder Architektur. Im Zusammenhang mit Wissen ist die Bedeutung ähnlich: Das Gehirn "konstruiert" sein Wissen, insofern es nur das wissen kann, was es selbst produziert, entworfen, gebaut und getestet hat. So ähnlich hat es der italienische Philosoph Giambattista Vico bereits um 1710 formuliert (vgl. von Glasersfeld 1997). Heute beschreibt dies Prof. Walter J. Freeman, Neurophysiologe in Berkeley, wie folgt:

"All that brains can know has been synthesized within themselves, in the form of hypotheses about the world and the outcome of their own tests of the hypotheses..." (Freeman 2000)

Freeman hat mit Experimenten nachgewiesen, dass die Strukturen dem Organismus nicht von aussen aufgezwungen werden. Denn so wie ein Schraubenzieher kein Abbild seiner Umgebung ist, sondern eine nützliche Konstruktion, um diejenigen Aufgaben zu lösen, wofür er entwickelt wurde, so verhält es sich auch mit den Wissens-Objekten in unserem Gehirn.

Zustände des Wissens

Wissen lässt sich in zwei Zustände unterscheiden, in einen stillen (tacit knowledge) und einen expliziten Zustand (explicit knowledge). Bei der täglichen Arbeit lassen wir ständig und unbemerkt Transformationsprozesse vom stillen zum expliziten Wissen ablaufen und umgekehrt: Aufnehmen und Ausdrücken wechseln sich ab mit Konstruieren und Interpretieren.

Stilles Wissen ist jener Anteil des individuellen Wissens, der nur in den Köpfen der Menschen vorhanden ist. Dieses Wissen ist noch nie ausdrücklich formuliert worden und somit auch nicht für andere zugänglich. Stilles Wissen besteht hauptsächlich aus Erfahrungswissen, passt sich also Situationen dynamisch an, gehört seinem Wissens-träger und geht mit ihm jeden Abend wieder nach Hause. Das stille Wissen macht den grössten Anteil des Wissens eines jeden Menschen aus. Es umfasst u.a. Begabungen, Erfahrungen, Fertigkeiten, Ansichten und Werte. "Still" ist dieses Wissen insofern, als dass es uns oft selbst nicht bewusst ist. Im betrieblichen Bereich finden wir stilles Wissen überall dort, wo praktisches Wissen zum Einsatz kommt wie etwa beim Führen von Gesprächen, beim Bedienen von Maschinen oder beim Treffen von Entscheidungen.

Explizites Wissen geht aus stillem Wissen hervor, indem dieses in materiellen Trägern gespeichert wird wie beispielsweise in Protokollen, Berichten und Handbüchern. Umgekehrt geht stilles Wissen aus explizitem Wissen hervor, indem es eine Grundlage bildet für neue Konstruktionen.

Wie sieht es nun aber mit dem stillen und expliziten Wissen in Unternehmen aus? Jeder Mitarbeiter hat Zugang sowohl zu seinem individuellen Wissen, als auch zu einem Teil des kollektiven Wissens. Kollektives Wissen umfasst vereinbarte Vorgehensweisen, geteilte Werte, Einrichtungen, Berichte, Datenbanken, usw. Da aber alle Mitarbeiter das kollektive Wissen auf individuelle Art und Weise interpretieren, wird es auch Teil des individuellen Wissens.

Sechs Kernprozesse des Wissens

Das praktische Wissen eines Menschen steht oft nur ihm selbst zur Verfügung, obwohl auch andere es benötigen würden. Die Natur hat in Millionen von Jahren eine Lösung für dieses Problem entwickelt: die Vernetzung. Der Aufbau des menschlichen Gehirns mit mehr als 10 Milliarden Nervenzellen und mehr als 10 Tausend Milliarden Verbindungen weist darauf hin, dass Vernetzung als organisatorisches Prinzip für den Umgang mit Wissen grundlegend ist.

Die Bezeichnung "Wissensmanagement" verleitet zur Annahme, Wissen selbst sei der Gegenstand der Management-Massnahmen. Es soll jedoch nicht das Wissen, sondern der Umgang damit geregelt werden. Die sechs Kernprozesse des Wissensmanagements lauten: Transparenz, Erwerb, Entwicklung, Nutzung, Bewahrung und Austausch. Auch diese Kernprozesse sind miteinander vernetzt, wobei der Transparenz eine Schlüsselfunktion zukommt (vgl. Probst/Raub/Romhardt 1999).

Fünf Leitprinzipien des Wissensmanagements

In Zusammenarbeit mit Marco C. Bettoni (vgl. www.weknow.ch) habe ich fünf Leitprinzipien für ein konstruktives Wissensmanagement entwickelt. Diese geben Anhaltspunkte für den Aufbau und den Einsatz von Wissensmanagement-Lösungen, die es ermöglichen, praktisches Wissen im Unternehmen nachhaltig besser zu nutzen.

1. Praktisches Wissen zweckmässiger verstehen

Erfahrungswissen soll zweckmässiger verstanden werden: als Konstruktion von stillem Wissen, als vernetzte Organisation von Erfahrungen zu einem Ganzen und als Ressource, die nur indirekt über Wissensprozesse organisiert werden kann.

2. Innere Verbundenheit zwischen Wissen und Wissensträger beachten

Als Konsequenz eines neuen Verständnisses von Wissen empfehlen wir zu beachten, dass zwischen Wissen und Wissensträger eine unverzichtbare innere Verbundenheit besteht. Wissen muss also immer zusammen mit dem Mitarbeiter wahrgenommen werden. Dieser gilt somit als primärer Erfolgsfaktor von Wissensmanagement.

3. Wirtschaftlich-soziales Gleichgewicht herstellen

In den führenden Wissensmanagement-Ansätzen vermissen wir eine klare Stellungnahme zum Thema des wirtschaftlich-sozialen Gleichgewichts. Ohne diese Grundlage aber kann das Management in der Praxis dazu beitragen, dass Wissen von den menschlichen Wissensträgern mehr und mehr getrennt wird. Diese Trennung zeigt sich nicht zuletzt in der Fachsprache, die etwa von "knowledge assets" redet und viel zu wenig von Mitarbeitern. Als Folge dieser Abspaltung muss das Wissensmanagement an den Widerständen der Mitarbeiter scheitern. Auch Massnahmen im Bereich der viel zitierten "Unternehmenskultur" können den gewünschten Erfolg nicht erbringen, solange diese Trennung fortbesteht. Aus der genannten inneren Verbundenheit zwischen Individuum und Wissen folgern wir, dass im Wissensmanagement wirtschaftliche Sachzwänge und menschlich-soziale Anforderungen zusammenhängen. Im Wissensmanagement sollten daher nicht einseitig die Zwänge der Wirtschaft berücksichtigt werden. Andernfalls lässt sich mittel- und langfristig kaum vermeiden, dass das eingeführte Wissensmanagement-System entweder nicht benutzt wird, scheitert oder zu einem Werkzeug der Ausbeutung verkommt.

4. "New Pact" zwischen Unternehmen und Mitarbeiter schliessen

Um die genannte Trennung zu vermeiden erachten wir einen Vorschlag von Prof. Giorgio de Michelis, Leiter des Laboratory of Cooperation Technology, Universität Milano, als zukunftsweisend (vgl. de Michelis: 2001a; 2001b). Er empfiehlt den Firmen mit ihren Mitarbeitern einen "New Pact" – einen "Wissensvertrag" – zu schliessen. Dieser Vertrag lässt sich in einem Satz wie folgt beschreiben: "Du lässt dein individuelles Wissen fließen, wir würdigen, fördern, schützen es und lassen das Firmenwissen fließen."

5. Wissenszustände und Wissensträger miteinander vernetzen

Schliesslich empfehlen wir, Wissensprozesse so zu organisieren, dass zwischen den zwei Zuständen des Wissens (still und explizit) eine ständige Wechselbeziehung geschaffen und zwischen den menschlichen Wissensträgern eine kontinuierliche Kooperation aufrechterhalten wird, z.B. durch die Methode der "Communities of Practice" (Reimann/Mandl 2004).

Nachhaltiges Wissensmanagement

Ein erster Schritt zur Umsetzung von Wissensmanagement ist also ein neues Verständnis von Wissen. Denn der Wissensprozess unterscheidet sich von anderen Geschäftsprozessen, da das Wissen – anders als etwa die Aufgabe in einem Betrieb – untrennbar mit dem Menschen verbunden ist. Mit der Integration und Würdigung des individuellen Wissens aber tritt eine Identifikation der Mitarbeiter mit den Wissensprozessen des Unternehmens ein. Auf dieser Grundlage basiert zukunftsorientiertes Wissensmanagement. Wenn es einem Unternehmen gelingt, Wissensmanagement mit Fokus auf den Menschen umzusetzen, so wird es in einer Wissensgesellschaft, die durch Wettbewerbsdruck und zunehmende Dynamik geprägt ist, Bestand haben.

Nachdem die Grundlagen eines nachhaltigen Wissensmanagements dargelegt wurden, stellt sich die Frage, wie entsprechende Massnahmen mit technischen Hilfsmitteln umgesetzt werden können. Denn gerade die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT) bergen das Potential, verstreutes Wissen zu vernetzen. Im Folgenden werden daher einige Internet-Plattformen vorgestellt, die einem nachhaltigen Wissensmanagement verpflichtet sind.

Wissensplattformen von Non-Profit-Organisationen

In den letzten Jahren haben sich vor allem bei Non-Profit-Organisationen (NPO) einige zukunftsweisende Beispiele von Wissensmanagement mittels ICT etabliert. Warum das so ist, erklärt sich wohl durch ein Problem, das allen NPO gemeinsam ist: Personen, die sich in Organisationen engagieren, werden durch ihre Tätigkeit nicht selten zu Experten auf ihrem Gebiet. Dadurch ist das Wissen aber stark personengebunden und bricht bei Fluktuationen weg. Die finanziell ohnehin schwachen Organisationen müssen somit Wissens-Ressourcen immer wieder neu aufbauen. Daraus erklärt sich, weshalb gerade NPO offen sind gegenüber neuen Lösungen im Umgang mit Wissen. Schliesslich geht es um die existenzielle Frage, wie sie ihre Position als Kompetenzzentren erhalten und fortlaufend erweitern können. Schliesslich gilt es auch bei NGO und NPO zu berücksichtigen, dass die beteiligten Wissensträger nicht um ihre Ressourcen gebracht werden, sondern im Gegenteil die Mitarbeiter in Organisationen fortwährend mit Ressourcen versorgt werden. Wie also kann ein offener und dynamischer Austausch von Informationen für alle Beteiligten bereichernd sein?

Ein praktisches Beispiel für Wissensmanagement unter Einsatz der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien ist die Plattform "Urgent Action" von Amnesty International (AI), die Anfang 2004 in Betrieb genommen wurde.

Urgent Actions gehören zu den wirksamsten Mitteln gegen Menschenrechtsverletzungen, dank denen Menschen vor Folter bewahrt, zu Unrecht Eingespernte freigelassen oder sogar Todesurteile aufgehoben werden. Die Interventionen wirken, indem aus aller Welt Menschen, die von Menschenrechtsverletzungen erfahren haben, den Verantwortlichen und Regierenden des entsprechenden Landes schreiben und um die Versöhnung der Betroffenen bitten. Informationen zu Urgent Actions waren früher schwierig zu bekommen. Und wenn die Kunde einer Menschenrechtsverletzung im Umlauf war, stellte sich oft die Frage nach der Aktualität des Falls. Auch waren die Adressaten von Interventionen nicht immer klar bestimmbar, und Musterbriefe und Übersetzungen nicht oder nur an einer dezentralen Stelle vorhanden.

Vor der Aufschaltung der Plattform Urgent Action hat AI Schweiz die Koordination und Verteilung der Informationen mit grossem Engagement organisiert. Heute sind alle wichtigen Ressourcen für Urgent Actions auf der Website www.amnesty-ua.ch zu finden. Um auf die Vielfalt der Interessen einzugehen, ist die Plattform beispielhaft strukturiert: Jeder Besucher kann je nach Interessenlage sein eigenes Profil erstellen. So hat er oder sie schnell Zugriff auf die gewünschten Informationen und wird nicht von einer Flut überrollt. Die Besucher haben auch Gewähr, dass ihre Inputs mit Sorgfalt behandelt werden: Denn auch die Website Urgent Action wird von AI Schweiz professionell koordiniert.

Zukunftsweisende Modelle

Entwickelt wurde die Plattform Urgent Actions von Urs Beyeler und Konrad Saameli, die in Basel das Unternehmen "beyeler-saameli – interaktive Netzanwendungen" führen (www.beyelersaameli.ch). Weitere Websites, die sie im Sinne eines nachhaltigen Wissensmanagements entwickelt haben, sind Aidsfocus (www.aidsfocus.ch), SDC-Health (www.sdc-health.ch) und Interportal (www.interportal.ch), eine Plattform für Entwicklungszusammenarbeit von rund vierzig Organisationen in der Schweiz.

Gefunden haben sich die Geschäftspartner Beyeler und Saameli während ihrer Ausbildung zum dipl. Interaktionsleiter FH im Hyperwerk, Fachhochschule beider Basel (FHBB). Überhaupt ist zu beobachten, dass sich vermehrt Studierende für Projekte im Non-Profit-Bereich interessieren. So beschäftigen sich aktuell zwei Diplomarbeiten von Hyperwerk-Absolventen 2004 mit dem Einsatz von ICT zur Generierung, Speicherung, Vermittlung und Weitergabe von Wissen bei NPO und NGO:

Das Projekt "transMission" von Roland Hunziker will im Kontext ICT4D (Information and Communication Technology for Development) Weissrussland und Russland unterstützen und wird in Zusammenarbeit mit der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) durchgeführt. Und das Projekt "nodes" von Beat Muttenthaler liefert eine Entscheidungsgrundlage für den Einsatz von ICT bei der Dezentralisierung der international tätigen Fair Trade- und Entwicklungsorganisation STEP.

Abgesehen vom Anspruch an die Wissensorganisation und dem Einsatzbereich NGO und NPO haben die genannten Projekte auch auf der technischen Seite eine Gemeinsamkeit: Alle Plattformen basieren auf frei zugänglicher Open Source Software (OSS) und sind individuell an die Bedürfnisse der jeweiligen Organisation angepasst. Überhaupt hat in den letzten Jahren in Bezug auf OSS ein Umdenken stattgefunden: So hat sich der Vorbehalt, dass OSS-Lösungen nur etwas für "kreative" Organisationen seien, entkräftet. Heute arbeiten auch grosse und kommerziell ausgerichtete Organisationen mit OSS, und die Informatikstrategie des Bundes orientiert sich mittlerweile an einer Gleichbehandlung von OSS und CSS (Closed Source Software wie z.B. Microsoft). Gerade aber für NPO, die einen notorischen Mangel an Ressourcen haben, kann es interessant sein, OSS für ihre technischen Wissensmanagement-Lösungen zu nutzen. Denn mit OSS ist es möglich, für spezifische Bedürfnisse massgeschneiderte Module zu entwickeln. Zudem muss eine Organisation, die sich für OSS entscheidet, keine Funktionen im Fertigpaket mehr kaufen, für die sie keine Verwendung hat.

Eine meiner Aufgaben als Interaktionsleiterin ist es, Wissensmanagement-Prozesse von der Entwicklung bis zur Implementierung und Evaluation zu begleiten. Auch hier ist Vernetzung zentral, gilt es doch zwischen den Spezialisierungen von Wirtschaft, Technik, Gestaltung und Organisation zu vermitteln. Das Ziel ist auch hier, innovative Formen der Wissensarbeit gemeinsam mit allen Beteiligten zu finden und umzusetzen.

Sibylle Schneider, dipl. Interaktionsleiterin FH und Gastdozentin beim Hyperwerk (FHBB), ist u.a. Mitbegründerin des [brainpool luftlinie.ch](http://brainpool.luftlinie.ch) sowie Initiatorin von WiseTek, eines Projekts zur Reintegration von älteren Menschen in den Austauschprozess mit neuen Medien.

Marco C. Bettoni, dipl. Ing. ETH mit Forschungsschwerpunkt Expertensysteme und Wissensmanagement, ist Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Aargau und seit 2003 Gastdozent im Bereich Wissenskoooperation am Institut für Arbeitspsychologie der ETH Zürich.

Literatur:

Bach, Volker / Österle, Hubert / Vogler, Petra (2000): Business Knowledge Management in der Praxis. Prozessorientierte Lösungen zwischen Knowledge Portal und Kompetenzmanagement. Berlin.

Bettoni, Marco C. et al. (2001): Eine prozessorientierte Mikro-Logik für praxisnahe Wissensmanagement-Projekte: Grundlagen und Vorgehensmodell. In: Schnurr, Hans-Peter et al. (Hrsg.): Professionelles Wissensmanagement. Erfahrungen und Visionen. Aachen, S. 74–78. (Vgl. http://www.fhbb.ch/weknow/marco/A2001/WM01/WM2001_Bettoni_Endress.pdf).

Bettoni, Marco C. / Schneider, Sibylle (2002): Experience Management: Lessons Learned from Knowledge Management. Basel.

Bühler, Charlotte / Allen, Melanie (1983): Einführung in die humanistische Psychologie. Frankfurt am Main.

Davenport, Thomas / Prusak, Laurence (1999): Wenn Ihr Unternehmen wüsste, was es alles weiss. Das Praxisbuch zum Wissensmanagement. 2. Aufl., Landsberg am Lech.

Davenport, Thomas / Probst, Gilbert (Ed.) (2000): Knowledge Management Case Book. Erlangen, München.

DeBono, Edward (1996): Serious Creativity. Die Entwicklung neuer Ideen durch die Kraft lateralen Denkens. Stuttgart.

De Michelis, Giorgio (2001a): Information Systems and Knowledge Management. Keynote at ICEIS 2001, International Conference on Enterprise Information Systems, 7-10 July 2001.

De Michelis, Giorgio (2001b): Cooperation and Knowledge Creation. In: Nonaka, Ikujiro / Nishiguchi, Toshihiro (Ed.): Knowledge Emergence: Social, Technical and Evolutionary Dimensions of Knowledge Creation. New York, S. 124–144.

Eppler, Martin J. / Sukowski, Oliver (2001): Fallstudien zum Wissensmanagement: Lösungen aus der Praxis. Aufbereitet für die Aus- und Weiterbildung. St. Gallen.

Fraunhofer IAO und Deutsche Bank AG (1999): Wettbewerbsfaktor Wissen. Leitfaden zum Wissensmanagement. Frankfurt am Main.

Freeman, Walter J. (2000): How Brains make up their Minds. New York.

Glaserfeld, Ernst von (1997): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt am Main.

Krogh, Georg von / Roos, Johan (1995): Organizational Epistemology. New York.

Kurtzke, Christian / Popp, Petra (1999): Das wissensbasierte Unternehmen. Praxiskonzepte und Management-Tools. München.

Minder, Sibylle (1999): Wissensmanagement in KMU – Beitrag zur Ideengenerierung im Innovationsprozess. Dissertation HSG, St. Gallen.

Nonaka, Ikujiro / Takeuchi, Hirotaka (1995): The Knowledge-creating Company. Oxford. (dt.: Die Organisation des Wissens. Wie japanische Unternehmen eine brachliegende Ressource nutzbar machen. Frankfurt am Main, 1997).

North, Klaus (1999): Wissensorientierte Unternehmensführung. Wertschöpfung durch Wissen. 2. Aufl., Wiesbaden.

Probst, Gilbert / Raub, Steffen / Romhardt, Kai (1999): Wissen managen. Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource optimal nutzen. Wiesbaden.

Reinmann, Gabi / Mandl, Heinz (Hrsg.) (2004): Psychologie des Wissensmanagements. Perspektiven, Theorien und Methoden. Göttingen.

Romhardt, Kai (2001): Wissen ist machbar. München.

Schmidt, Michael Peter (2000): Knowledge Communities. Mit virtuellen Wissensmärkten Wissen in Unternehmen effektiv nutzen. München.

Schneider, Sibylle (2002): Best of Theoretical Works. Vico & Co – das Wesentliche im Wissensmanagement. In: Lernende Organisation, Heft 08/2002, Wien.

Schneider, Ursula (2001): Die 7 Todsünden im Wissensmanagement. Kardinaltugenden für die Wissensökonomie. Frankfurt am Main.

Kleiner, Art et al. (1996): Das Fieldbook zur Fünften Disziplin. Stuttgart.

Spek, Rob van der / Spijkervet, André (1996): Knowledge Management. Utrecht.

Steward, Thomas A. (1998): Der vierte Produktionsfaktor – Wachstum und Wettbewerbsvorteile durch Wissensmanagement. München, Wien.

Watzlawick, Paul (Hrsg.) (2000): Die erfundene Wirklichkeit. München, Zürich.

Wiesenbauer, Ludwig (2001): Erfolgsfaktor Wissen. Das Know-how der Mitarbeiter wirksam nutzen. Weinheim, Basel.

Links:

beyeler-saameli, interaktive Netzanwendungen, Basel:
<http://www.beyelersaameli.ch>

Hyperwerk*, Fachhochschule beider Basel (FHBB):
<http://www.hyperwerk.ch>

VICO & CO – Das Wesentliche im Wissensmanagement:
<http://www.luftlinie.ch/schneider>

Wissensmanagement für Praktiker (WMP):
<http://www.weknow.ch>

Beispiele für Wissensmanagement mittels ICT:

Aidsfocus – Schweizerische Fachplattform zu HIV/Aids und internationale Zusammenarbeit:
<http://www.aidsfocus.ch>

Interportal – Arbeitsplattform für Entwicklungszusammenarbeit von rund 40 Organisationen in der Schweiz: <http://www.interportal.ch>

Label STEP, international tätige Fair Trade- und Entwicklungsorganisation:
<http://www.label-step.org>

SDC-Health – Plattform der Swiss Agency for Development and Cooperation (SDC) der DEZA-Gesundheitspolitik 2004–2010:
<http://www.sdc-health.ch>

Urgent Action, Amnesty International Schweiz:
<http://www.amnesty-ua.ch>

Der Text befindet sich im Internet unter:
http://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d22_SchneiderSibylle.html

Ein Geheimdienst im Museum

Die Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke"

Yvonne Fiedler

Seit nun fast fünfzehn Jahren liegen in Leipzig die Geheimnisse eines einst berüchtigten Spitzel- und Repressionsapparates offen: Geruchskonserven von vermeintlichen Staatsfeinden, konspirative Fototechniken, Wanzen und viele andere Arbeitsutensilien zeugen vom Auftrag des Ministeriums für Staatssicherheit, das Volk in der DDR flächendeckend zu überwachen. Seit 1990 verwaltet ein Bürgerkomitee die einstigen Quartiere des Geheimdienstes als Gedenkstätte.

Versteckte Kameras, Geräte zur Kontrolle der Post, Module einer Telefonabhöranlage – mehr als 30'000 originale Objekte dokumentieren im Museum in der "Runden Ecke" in Leipzig die Aktivitäten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) der ehemaligen DDR. Dazu kommen Fotografien, Dokumente sowie Audio- und Videoaufnahmen. Seit dem Ende der DDR ist diese Sammlung eine wichtige Informationsquelle für die Aufarbeitung der Geschichte. Das Bürgerkomitee Leipzig e.V., das sich 1989 bei der Besetzung der Leipziger Stasi-Dienststellen gründet hat und heute Träger der Gedenkstätte ist, nutzt die Hinterlassenschaft des Geheimdienstes, um ein Bewusstsein für die Gefahren der Diktatur zu schaffen.

Die Friedliche Revolution 1989

Möglich wurde die "Musealisierung" des Stasi-Apparates, als sich die Bürger der DDR im Herbst 1989 von der kommunistischen Diktatur befreit und die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) gestürzt hatten. Friedlich besetzten sie am 4. Dezember 1989 nach einer Montagsdemonstration die Leipziger Bezirksverwaltung für Staatssicherheit. Sie legten die Arbeit des Geheimdienstes lahm und stoppten die Aktenvernichtung, mit der die MfS-Offiziere verhindern wollten, dass Einzelheiten über ihre fast 40-jährige, streng geheime Tätigkeit nun öffentlich würden. Ähnliches ereignete sich auch in den anderen Bezirksstädten der DDR (vgl. Richter 1996).

Noch in derselben Nacht schlossen sich die Besetzer der Bezirksverwaltung zum Bürgerkomitee Leipzig zusammen. Es verstand sich als Mittler zur Öffentlichkeit und wachte auch in der Folgezeit über Tausende von Akten (vgl. Hollitzer 1999). Im Frühjahr 1990 erarbeitete das Bürgerkomitee die landesweit erste Ausstellung über die Aktivitäten des Staatssicherheitsdienstes. Sie war ursprünglich nur für wenige Monate konzipiert; allerdings wollten täglich bis zu 3'000 Menschen wissen, mit welchen Mitteln und Methoden der Geheimdienst gearbeitet und das Volk seiner freiheitlich-demokratischen Grundrechte beraubt hatte. Da das Interesse nicht abreißen wollte, suchte das Bürgerkomitee bald nach einer Möglichkeit, die Ausstellung dauerhaft zu zeigen, und richtete sich schliesslich in den originalen Räumen der Leipziger Bezirksverwaltung für Staatssicherheit ein.

Bis heute betreibt das Bürgerkomitee Leipzig – mittlerweile ein eingetragener, gemeinnütziger Verein – die Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke". Das Ambiente ist authentisch: Überwachungskameras, Scherengitter an den Fenstern und Türen ohne Klinken künden noch von der einstigen Nutzung des Gebäudes, das seiner Architektur

wegen im Volksmund "Runde Ecke" genannt wird. Dort informiert nun die Dauerausstellung "Stasi – Macht und Banalität" über Geschichte, Struktur und Arbeitsweise des Geheimdienstes.

In Machern, etwa 30 km östlich von Leipzig, liegt die einstige Ausweichführungsstelle der Stasi-Bezirksverwaltung. Hier hätte der Leiter der "Runden Ecke" gemeinsam mit hohen Offizieren im Kriegsfall seine Arbeit fortgesetzt. Die weitläufige Anlage mit dem fast vollständig original erhaltenen Bunker ist heute als "Museum im Stasi-Bunker" zu besichtigen und bildet einen Teil der Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke".

Die Besucherzahlen der Gedenkstätte lagen in den Anfangsjahren zwischen 20'000 bis 40'000 und sind seit 1999 stark angestiegen. Im vergangenen Jahr besuchten mehr als 70'000 Menschen die Sonderausstellungen, Führungen und Veranstaltungen in Leipzig und Machern.

Das Authentische als Vermittlungsmedium

Das Konzept der Dauerausstellung "Stasi – Macht und Banalität" ist darauf ausgerichtet, die Zeitzeugnisse in ihrem originalen Kontext zu präsentieren und möglichst für sich sprechen zu lassen. So können die Besucher über die sinnliche Wahrnehmung Geschichte direkt erleben (vgl. Fiedler 2004: 168ff.). Die authentischen Räume des Museums tragen dazu bei, der Nachwelt einen Eindruck zu vermitteln, wie das Ministerium für Staatssicherheit während der DDR-Zeit gearbeitet hat. Sie bilden nicht nur den äusseren Rahmen für die Exponate, sondern sind mit ihrer "Aura" (Faulenbach 1997: 122) auch selbst wichtige Informationsträger. Der Linoleum-Fussboden, die gelbbraunen Tapeten, die originale Heizungsanlage, die Blümchengardinen, die engen Büros und nicht zuletzt der charakteristische Geruch, der sich auch nach fünfzehn Jahren noch in der "Runden Ecke" hält, lassen eine präzise Vorstellung vom Arbeitsumfeld in der Stasi-Bezirksverwaltung zu. Auch im "Museum im Stasi-Bunker" erleben die Besucher einen nahezu unverändert erhaltenen, authentischen Ort mit originalen Sanitäreinrichtungen, Schlafstollen, Büroräumen und technischen Anlagen wie etwa dem Luftaufbereitungssystem; sogar ein Fahrrad mit angeschlossenem Generator ist zu sehen, womit im Bedarfsfall Strom erzeugt werden sollte.

Besucher der Gedenkstätte bestätigen immer wieder, wie sehr sie die originale Umgebung emotional angesprochen und zur Auseinandersetzung mit der Geschichte angeregt hat. Gleiches kann in anderen Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer der SED- und der NS-Diktatur festgestellt werden (vgl. Enquete-Kommission 1998: 241). Doch auch in einer authentischen Umgebung sprechen Objekte nicht zwangsläufig für sich selbst. Insbesondere der wachsende zeitliche Abstand zwischen dem DDR-Regime und der Gegenwart trägt dazu bei, dass der Betrachter die Ausstellung kaum oder gar nicht mehr aus der eigenen Lebenserfahrung heraus erschliessen kann. Die Ausstellung bietet daher zusätzlich erläuternde Texte, Fotografien und Dokumente.

Der Erhalt der Museen in Leipzig und Machern stellt darüber hinaus eine grosse Herausforderung dar. Denn die authentische Ausstattung der Räume wird durch die hohe Besucherzahl zunehmend angegriffen. In der "Runden Ecke" ist vor allem der originale Fussbodenbelag von der Abnutzung betroffen. Und im "Museum im Stasi-Bunker" greift die hohe Luftfeuchtigkeit, die durch die Besucher in die unterirdischen Räume hineingetragen wird, die Ausstellungsobjekte an.

Gedenkstätte als Informations- und Wissensspeicher

Die Sammlung ist mit ihren über 30'000 Exponaten inhaltlich so geschlossen, dass sie sämtliche Arbeitsbereiche des Staatssicherheitsdienstes am Leipziger Beispiel dokumentiert. Viele der Ausstellungsobjekte sind einzigartig, so etwa die Geräte zur Postkontrolle, die nur in Leipzig erhalten geblieben sind. Entsprechende Sorgfalt verwendet die Gedenkstätte darauf, die museale Sammlung wissenschaftlich zu erfassen und zu verwalten. Dies geschieht mit Hilfe einer elektronischen Inventar-Datenbank, worin alle Objekte verzeichnet und umfassend beschrieben werden. Damit können die Sammlungstücke für den Museumsbetrieb – etwa bei Leihanfragen oder für Sonderausstellungen – effektiv genutzt werden. Momentan arbeitet das museologische Fachpersonal daran, etwa 1'000 ausgewählte Objekte mit Detailinformationen zu katalogisieren und diese anschließend im Internet öffentlich zugänglich zu machen.

Sammeln und Bewahren gehören zu den elementaren Aufgaben eines Museums (vgl. Waidacher 1996: 358f.), denn Objekte, Fotografien und Dokumente sind Wissensspeicher. Sie transportieren Informationen, die aus Schriftquellen allein nicht gewonnen werden können und diese daher als Medien ergänzen. Zwar existieren zu den Aktivitäten des Stasi-Apparates umfangreiche und detaillierte schriftliche Quellen – nämlich die vom Ministerium für Staatssicherheit penibel angelegten und archivierten Akten – doch wurde 1989 ein Teil dieser Dokumente vernichtet. Um Zusatzinformationen zu gewinnen, nehmen daher Wissenschaftler immer wieder Exponate aus der Sammlung der "Runden Ecke" in Augenschein.

Zeitzeugnisse aus den Teilsammlungen – zu nennen sind das Fotoarchiv, die Audio- und Videosammlung sowie die Dokumentensammlung – tragen dazu bei, Einzelaspekte zu einem historischen Gesamtbild zu fügen:

Das Fotoarchiv enthält einzigartige Aufnahmen von der Besetzung der Leipziger Bezirksverwaltung für Staatssicherheit. Diese Fotografien aus dem Jahr 1989 sind wichtige Quellen aus einer vergleichsweise bilderarmen Zeit, in der das Ablichten von widerständischen Aktionen noch Repressionen nach sich ziehen konnte. Die Audio- und Videosammlung beinhaltet unter anderem Filmaufzeichnungen aus den Jahren 1989/90 sowie Originalaufnahmen und Schulungsfilme des Staatssicherheitsdienstes. Die Dokumentensammlung schliesslich enthält Schriftstücke, die nachvollziehbar machen, wie der Stasi-Apparat in alle gesellschaftlichen und sogar privaten Bereiche hineinwirkte. Zum Bestand gehört beispielsweise der Aufsatz eines Leipziger Schülers, der darin unverhohlen die politische und wirtschaftliche Lage der DDR kritisierte. Dieser Schulaufsatz sollte innerhalb weniger Wochen neben der Schuldirektorin auch die Arbeitgeber der Eltern, das Ministerium für Staatssicherheit und das Ministerium des Inneren beschäftigen. In der Dokumentation befinden sich auch Kopien von Stasi-Akten. Die Originale hingegen lagern seit 1992 ausnahmslos in den Archiven einer eigens dafür geschaffenen staatlichen Behörde, bei der Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BstU). Dort kann jede Person – egal, ob sie vor 1989 in der DDR, in der alten Bundesrepublik oder einem anderen Land gelebt hat – Einsicht in ihre Akten nehmen.

Bedeutsame Informationsquellen sind nicht zuletzt die Aussagen von Zeitzeugen. Die Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke" betreibt zwar nur bedingt aktive Zeitzeugenarbeit. Jedoch werden die Aussagen von Menschen, die aus eigenem Antrieb ihre Erfahrungen mit dem DDR-Regime und dem Staatssicherheitsdienst weitergeben wollen, aufgezeichnet und archiviert.

Politische Bildung schreibt Geschichte

Momentan bereitet sich die erste Generation auf ihren Schulabschluss vor, die erst nach 1989 geboren ist und die DDR daher nicht mehr aus eigener Erfahrung kennt. Mangelnde Aufklärung im Elternhaus und in der Schule haben dazu geführt, dass die Jugendlichen erschreckend geringe Kenntnisse über einen Geschichtsabschnitt vorweisen können, der nur fünfzehn Jahre zurückliegt. Eine kritische Reflexion mit der jüngsten Vergangenheit findet bei Jugendlichen kaum statt, dagegen ist ein Trend zu beobachten, die DDR "hip" zu finden.

Jugendliche gehören daher zur wichtigsten Zielgruppe der museumspädagogischen Arbeit. Die Gedenkstätte bietet mittlerweile speziell auf Schüler zugeschnittene Führungen an. Mittels des genannten Schüleraufsatzes beispielsweise werden Jugendliche angeregt, die Schilderungen aus der DDR-Zeit mit ihrem eigenen Lebensalltag zu vergleichen. Darüber hinaus sind auch Gespräche mit Zeitzeugen möglich. Ziel ist es, den Jugendlichen ein fundiertes Grundwissen über die DDR zu vermitteln und sie für die Unterschiede zwischen Diktatur und Demokratie zu sensibilisieren.

Ein vorwiegend erwachsenes Publikum spricht die Gedenkstätte mit ihren Publikationen an. Auch Diskussionsforen, Lesungen, Vorträge, Filmabende und Fachtagungen gehören zum festen Programm. Aufgegriffen werden meist aktuelle Themen. Dazu gehört etwa die Frage, wie man mit ehemaligen Mitarbeitern des Ministeriums für Staatssicherheit umgehen soll, die heute wieder in wichtigen Positionen tätig sind. Häufig diskutiert wird auch die Auslegung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes, an dem u.a. auch das Leipziger Bürgerkomitee mitgearbeitet hat. Momentan stehen zahlreiche Veranstaltungen im Zeichen des 15. Jahrestages der Friedlichen Revolution auf dem Programm, wobei eine Fachtagung anlässlich der Besetzung der Bezirksverwaltungen für Staatssicherheit am 4. Dezember 1989 den Höhepunkt bilden wird.

Kernaufgabe der Museumsarbeit bleibt aber die Pflege und Erweiterung der Sammlung, um auch den kommenden Generationen Einsicht in die Aktivitäten des Staatssicherheitsdienstes zu geben. Die Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke" will auf wissenschaftlicher Grundlage nachhaltig ein Bewusstsein schaffen für die Gefahren der Diktatur wie auch für den Wert von Freiheit und Demokratie.

Yvonne Fiedler ist Mitarbeiterin der Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke" in Leipzig. Sie studierte Geschichte, Journalistik und Kunstgeschichte an der Universität Leipzig und absolviert derzeit ein berufsbegleitendes Studium zur Kulturmanagerin an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Dresden.

Literatur:

Deutscher Bundestag (1998): Gesamtdeutsche Formen der Erinnerung an die beiden deutschen Diktaturen und ihre Opfer. In: Schlussbericht der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages (Hrsg.): Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit. Bundestagsdrucksache 13/11000, S. 226–255.

Faulenbauch, Bernd (1997): Gedenkstätten gegen das Vergessen. Denkmale – Lernorte: Orte der Auseinandersetzung mit totalitären Erfahrungen. In: Erinnern – Aufarbeiten – Gedenken. Dokumentation des 7. Bautzenforums am 17. und 18. Mai 1996, Friedrich-Ebert-Stiftung, Büro Leipzig, S. 120–130.

Fiedler, Yvonne (2004): Historischer Ort, originale Objekte und Zeitzeugen. In: Behrens, Heidi / Wagner, Andreas (Hrsg.): Deutsche Teilung, Repression und Alltagsleben. Erinnerungsorte der DDR-Geschichte. Leipzig, S. 163–172.

Hollitzer, Tobias (1999): Der Rollen- und Funktionswandel von Aufarbeitungsinitiativen seit der friedlichen Revolution 1989/90 am Beispiel des Bürgerkomitees Leipzig. In: Deutscher Bundestag (Hrsg.): Materialien der Enquete-Kommission "Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit", Bd. 7, Herausforderungen für die künftige Aufarbeitung totalitärer Diktatur. Baden-Baden, S. 228–687.

Richter, Michael (1996): Die Staatssicherheit im letzten Jahr der DDR. Weimar et al.

Waidacher, Friedrich (1996): Handbuch der allgemeinen Museologie. Wien, Köln, Weimar.

Links:

Gedenkstätte Museum in der "Runden Ecke":
<http://www.runde-ecke-leipzig.de>

Bibliographie zu DDR-Literatur:
<http://www.wiedervereinigung.de>

Der Text befindet sich im Internet unter:
http://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d22_FiedlerYvonne.html